



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



\$B 447 824



Stream
11

INSEL
ALMANACH
FÜR DAS JAHR
1924



IM INSEL-VERLAG
LEIPZIG

KALENDAR IUM

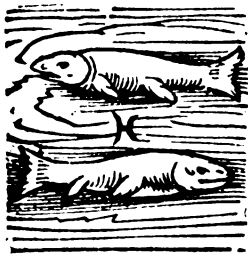
PN14
I6
1924

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

GOETHE

M571405

Digitized by Google



JANUAR

FEBRUAR

1	Neujahr	4	Freitag
2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Donnerstag	3	4. S. n. Epiphanias
4	Freitag	4	Montag
5	Sonnabend	5	Dienstag
6	S. n. Neujahr. Ep. ●	6	Mittwoch
7	Montag	7	Donnerstag
8	Dienstag	8	Freitag
9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Donnerstag	10	5. S. n. Epiphanias
11	Freitag	11	Montag
12	Sonnabend	12	Dienstag
13	1. S. n. Epiphanias ③	13	Mittwoch
14	Montag	14	Donnerstag
15	Dienstag	15	Freitag
16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Donnerstag	17	Septuagesima
18	Freitag	18	Montag
19	Sonnabend	19	Dienstag
20	2. S. n. Epiphanias	20	Mittwoch
21	Montag	21	Donnerstag
22	Dienstag ⑦	22	Freitag
23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Donnerstag	24	Sexagesima
25	Freitag	25	Montag
26	Sonnabend	26	Dienstag
27	3. S. n. Epiphanias	27	Mittwoch
28	Montag	28	Donnerstag
29	Dienstag ⑥	29	Freitag
30	Mittwoch		
31	Donnerstag		



MÄRZ

APRIL

1	Sonnabend
2	Estomihi
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Invocavit
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Reminiscere
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Oculi
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Lätare
31	Montag

1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Judica
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Palmarum
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Karfreitag
19	Sonnabend
20	Ostersonntag
21	Ostermontag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Quasimodogeniti
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch



MAI

JUNI

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	☾
4	Misericordias Domini	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Jubilate	
12	Montag	☾
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Cantate	☾
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Rogate	☾
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Himmelfahrt	
30	Freitag	
31	Sonnabend	

1	Exaudi	
2	Montag	●
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Pfingstsonntag	
9	Pfingstmontag	
10	Dienstag	☾
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Trinitatis	
16	Montag	
17	Dienstag	☾
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	1. S. n. Trinitatis	
23	Montag	
24	Dienstag	☾
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	2. S. n. Trinitatis	
30	Montag	

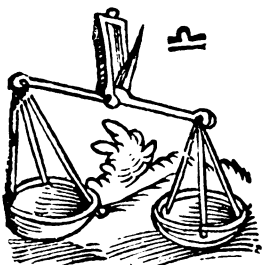


JULI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	●
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	3. S. n. Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	③
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	4. S. n. Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	④
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	5. S. n. Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	€
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	6. S. n. Trinitatis	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	●

AUGUST

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	7. S. n. Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	③
9	Sonnabend	
10	8. S. n. Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	⑦
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	9. S. n. Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	€
23	Sonnabend	
24	10. S. n. Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	●
31	11. S. n. Trinitatis	



SEPTEMBER

1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend ③
7	12. S. n. Trinitatis
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend ⑦
14	13. S. n. Trinitatis
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	14. S. n. Trinitatis ⑥
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	15. S. n. Trinitatis ●
29	Montag
30	Dienstag



OKTOBER

1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	16. S. n. Trinitatis ③
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	17. S. n. Trinitatis ⑦
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	18. S. n. Trinitatis
20	Montag ⑥
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	19. S. n. Trinitatis
27	Montag ●
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag
31	Freitag



NOVEMBER

DEZEMBER

1	Sonnabend	
2	20. S. n. Trinitatis	
3	Montag	
4	Dienstag	●
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	21. S. n. Trinitatis	
10	Montag	
11	Dienstag	Ⓢ
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	22. S. n. Trinitatis	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Bußtag	€
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Totenfest	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	●
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	1. Advent	

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	●
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	2. Advent	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	Ⓢ
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	3. Advent	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	€
20	Sonnabend	
21	4. Advent	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	1. Weihnachtsfeiertag	
26	2. Weihnachtsfeiertag	●
27	Sonnabend	
28	S. n. Weihnachten	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Silvester	



REGULA KREUZFEIND

Legende von Albrecht Schaeffer

REGULA, als sie zwölf Jahre zählte, beschloß auszuwandern. Wie ging das zu? So ging das zu, daß sie bei also geringem Alter schon viele Drangsale zu dulden hatte, was von einer absonderlichen Natur ihres Herzens herrührte, nämlich folgendermaßen.

Regulam, die von allem Anfange an ein gescheites Pflänzlein gewesen, das eher plappern lernte als kriechen, und das man schon in dem zartesten Alter auf einem Sesselchen treffen konnte, Bein mit Beine gedeckt und die Hände gefaltet, worauf es die Augen erhob und eine gewaltige Frage, die es erwogen, über Himmel und Erde auftrat: Regulam nahm ihre Mutter Christine in die Kirche mit, da sie fünf Jahre zählte, um ihr die Herrlichkeit Gottes in seiner Anbetung zu erweisen. Sie war aber noch nicht lange am Knien unter den übrigen Weibern, als sie einer großen Ungebühr inne wurde, dieweil das Kind laut mit den Zähnen klapperte und dazwischen tief seufzte. Die Mutter sah sich um und sah Regulae Antlitz, welches rund und fast knollig und immer schön rot anzusehen war, sah sie weiß wie der Wandkalk und mit kohlschwarzen Augen; und das Kind ächzte, als ob es Schmerzen litte, und sagte: »Ach, Mutter, der garstige Mann! Ach, der böse Mann!« Sagte das von dem guten Heiland, der auf dem Altare stand vor seinem Kreuz, an das er genagelt

war, und so groß war, als ob er lebte. Ein grausiger Anblick freilich in seinem hölzernen Leiden und Sterben. »Bist du wohl still!« raunte die Mutter, »der ist ja nicht böß!« Das Kind schwieg, doch es währte nicht lange, so ließ sich wieder das Zahnklappern hören, dann ein Schluchzen, dann wieder ein Klappern; es blieb der Mutter nichts übrig, als ihr Geschöpf in das Freie zu führen, damit es die Andacht nicht störe. Sie war eine fromme Frau und im Herzens-Grunde nicht unmild; führte das Kind auf dem Gottes-Acker umher, zeigte ihr die Blumen und hier und da in einem geschmiedeten Grab-Zeichen den armen Heiland, nur klein und nicht so schrecklich; und sie lehrte dem Kind seine große Güte, und daß es die Bösen waren, die mit ihm so verfahren. Das Kind war still, sie brachte es heim, nahm die Postille und las ihm die Geschichte von der Weihnacht und mancherlei andres Ding aus dem wundertätigen Leben; wie er gut war und wie töricht die Menschen, und wie ihn Judas verriet; wie er gekreuzigt wurde und starb; wie er begraben wurde und wieder auferstand und gen Himmel fuhr zu großer Freude seines Vaters und aller Menschen, da er nun in der Glorie wohnt und uns Alle erwartet. Tat das Kind einen schweren Seufzer und fragte: »Hängt er dann nicht mehr an dem Holz?« »Ersitzt zur Rechten seines Vaters in einem ewigen Sonnenschein«, sagte die Mutter. »Ist ihm ganz wohl?« fragte die Regul. »Immerdar wohl«, bekräftigte sie. »Warum haben sie ihn denn wieder auf-

gehangen?« »Es ist ja nur ein Bild und ein Gleichnis,« erklärte die Mutter, »damit wir uns seiner Leiden erinnern.« »Wenn er aber doch in dem Himmelschein ist, warum muß er am Kreuz hängen?« »Ich sagte es doch, Kind, damit wir es nicht vergessen.« »Warum muß er so häßlich aussehen, wenn er es gut hat im Himmel oben?« »Das haben die Menschen getan!« »Haben sie ihn nicht begraben?« »Das haben sie wohl, du Quälgeist!« »Warum haben sie ihn nicht drinnen gelassen?« fragte das Kind. »Nun hab ich es dir zweimal gesagt,« versetzte Christine, »nun ist es genug.« Sie ließ ab von dem Kinde, ging an ihre Wirtschaft. Regula saß nachdenkend eine Weile, dann holte sie ihre Puppe aus dem Winkel, entkleidete sie splitternackt, fing an ihr Arme und Beine zu biegen, bald so und bald so, legte ihr zuletzt die ledernen Hände fest am Leib, umhüllte sie mit einem Lumpen und barg sie im Winkel. Plötzlich lief sie zur Mutter hin, die am Küchenherd stand und rührte, zupfte sie am Kleid und sagte: »Mutterle, warum haben sie ihn doch wieder aufgehangen?« »Dummes Kind,« schalt die Geplagte, »ich kann dich nicht lehren, wart, bis du älter bist.«

Es begann aber hiermit eine Zeit des Kammers für Mutter und Kind. Denn da wieder der Sonntag kam und Christine den Kirchgang rüstete, sagte die Regula: »Ich will nicht!« und wehrte sich so und erhob ein solches Geschrei und Weinen, daß die Mutter sie im Zimmer verschloß und allein kirchwärts ging, voller

Leid über das ungeratene Wesen, auch voll Angst vor einem bösen Geist, der in Regula hauste und sie zwang, schon jetzt wie ein Ketzer zu reden. Und sie offenbarte es dem Priester. Der kam und begann Regulam nochmals zu unterweisen, hatte aber nicht bessere Wirkung als die Mutter vordem, und je länger es währte, um so stotziger wurde das Kind, sagte nur: »Warum haben sie ihn aber gehangen?« und war ihm nichts beizubringen. Stundan, wenn die Kirchen-Zeit kam, entlief es und barg sich im Walde, kam spät hervor und stand an der Kirchen-Tür, bis die Mutter heraustrat. Die wollte es nicht ansehen, ließ Regulam hinter sich schleichen, gab ihr kein Essen den Tag über, hatte aber selbst keinen Geschmack, kaute trocken, und so waren sie beide verstockt. Das Kind sah wohl den Kummer, es fühlte sich schuldig und konnte doch nicht anders. Weil nun die Mutter alle Morgen in die Frühmesse ging, so erhob es sich bald und fing an, allerlei Arbeit zu machen, so gut es konnte. Brachte Wasser zum Sieden, das schon über der Glut hing, wusch Geschirr ab vom gestrigen Tage, kehrte die Stube und trug Bett-Kissen ans Fenster. Kam die Mutter, lag es wieder auf seinem Bettsack, deckte sich und tat, als ob es schlief. Die Mutter sah Alles innen voll Tränen; sagte aber nichts, dachte, das Kind tue es zur Buße. Am Sonntag jedoch wars wie vordem.

Kam nun die Zeit, daß Regula in die Schule gehen sollte. Die Mutter schickte sie hin; das Kind wußte den

Weg, trat in das Schul-Zimmer ein, setzte sich an einen Platz und sah, da sie die Augen erhob, einen Crucifixus an der Wand gegenüber, groß genug. Erschrak sie so heftig von dem Anblick, daß sie zittern mußte; hielt die Augen gesenkt, wußte sich lange nicht zu helfen. Endlich, da immer noch Kinder zur Türe hereintraten und der Lehrer draußen verweilte, stand sie leise auf, gewann die Tür und eilte davon. In die Stube daheim trat sie verzagt und so klein, daß die Mutter nichts hörte, die am Waschzuber stand und plantschte. Erst da sie einmal unversehens hinter sich blickte, stand das Kind bei der Tür, hatte die Tafel im Arm, war ganz gebückt. Da wußte sie gleich, was geschehen war, hatte ja selber vor dreißig Jahren auf derselben Bank vor dem Heiland gesessen; nun ward ihr höllenangst vor dem feindlichen Wesen, das aber schon schrie: »Tu mir nichts, Mutterle, tu mir kein Leid, ich kanns nicht sehn, wie er da hängen muß!« Denn so hatte das Antlitz der Guten sich verändert, daß ihr Kind es erkannte, obwohl es die Augen am Boden hatte.

Und nun ward es schlimm. Denn jetzt nahmen die Kinder der Sache sich an und führten sie mächtig durch. Wo die Regula sich hinkehrte, hörte sie rufen: »Kreuzfeind! Der Kreuzfeind ist da! Regula Kreuzfeind!« Das Wort, das Keiner erdacht hatte, war ihnen in den Mund gefahren und brannte darin, daß sie es ausspeien mußten, wo die Regul erschien. Alle standen ihr entgegen und ließen sie nicht herankommen. Eins, das heimtückisch

war, schlich hinter Regulam, stieß sie in den Nacken, daß sie fast niederfiel. Wo sie ging, tat ein Fenster einen Mund auf, der Kreuzfeind! schrie; die Zäune wurden lebendig, überall flog das giftige Wort, und als es einmal zwei großen Buben gelungen war, Regulam zu packen und ihr die Arme hinterwärts um ein Bäumchen zu ziehen, daß ihr fast die Schulterblätter zerbrachen, ging sie nimmermehr in das Freie hervor. Der Pfarrer kam noch ein- und zweimal; Regula weinte nicht mehr, bebte nur wie ein Laub, hatte alle Sprüche gelernt, die er ihr aufgegeben, sagte sie kaum vernehmlich. Es half aber nichts, und als sie das Crucifix küssen sollte, das seine knochige Hand vorstreckte, mußte sie sich erbrechen. Sowarsersichtlich, daß ein unsauberer Höllen-Teufel drin wohnte. Der Pfarrer begann furchtbar: »Exorciso te, Satana!« und wetterte und schwor so entsetzlich, daß Regula steif ward und ohnmächtig niederfiel.

Als sie aufwachte, war sie in einer leeren Kammer, einen Strohsack unter sich, über sich an der Wand das hölzerne Crucifix, das nur armlang war, ein sehr armes Schnitzwerk, das den Leichnam in gräßlicher Hagerkeit zeigte. Als bald trat die Mutter herein, setzte einen Wasserkrug an den Boden, legte ein Stück Brot hin und sagte, schon wieder zur Tür sich wendend: »Da bleibe nun. Ich will nicht glauben, daß du den Teufel hast. Wenn du ihn aber nicht hast, so will ich dich von hier nicht erlösen, bis du vor dem Heiland kniest

und sprichst, daß du ihn anerkennst.« Ging nach dem Wort und verschloß hinter sich die Tür.

Ach, laßt uns aber nicht verweilen bei den nächsten Stunden des Kindes. Als vor dem Schlafen-Gehn spät in der Nacht die Mutter jene Kammer betrat und nach Regula leuchtete, lag sie auf dem Strohsack, tief schlafend und heißrot im Gesicht. In den Armen hielt sie das Kreuz, da war aber kein Leichnam daran, und als die Mutter umhersah, gewahrte sie etwas im Winkel verborgen. Das stellte sich da heraus als der hölzerne kleine Leichnam, eingewickelt in die kleine Schürze des Kindes, doch waren ihm die dünnen Arme abgebrochen und fielen heraus; das Kind hatte sie wohl umbiegen wollen, da waren sie abgegangen. Überdem wußte die Mutter nicht, was sie glauben sollte. Denn so ruchlos erschien ihr die Vergreifung und so lieblich und voll sanfter Genugtuung die Tochter im Schlaf, daß sie es in ihrem Sinn nicht vereinen konnte und irr wurde an aller Möglichkeit und wie verstört und am Ende fremd und versonnen. Sie fing an und wurde verschwiegen, hütete sich vor den Leuten, bückte sich vor jedem, sprach leise kaum das nötigste Wort, wich kaum aus ihrem Hause und Garten. Und wie die Zeit ging, sah sie Regulam nicht mehr an, außer wenn sie hinter ihr war, scheu und wie ein fremdes Tier-Wesen im Raum, und ließ sie immer schalten, wie sie selber sich etwas vornahm. So wuchs Regula traurig die Sommer und Winter durch. Sie war immer gut bei Kräften gewesen,

lernte durch Absehn, was nötig war in dem Haushalt und was ihre Stärke vermochte; bald hatte sie das Meiste auf sich genommen mit Ausnahme der Mahlzeit-Bereitung, die Stuben zu pflegen, auch den Kuhstall, auf das Feuer zu achten und was daran sott oder briet, auf die Bäume zu steigen und die Äpfel und Birnen zu brechen. Und sie säete den Spinat, las die Raupen vom Kohl, jätete das Kraut und begoß und harkte, und da sie älter und stärker ward, grub und hackte sie fleißig. Bei alledem hatte sie fast kein Wort mehr zu sprechen, hatte keinen Gespielen; Stube und Garten, das war ihre Welt, da lachte kein Menschen-Mund. Doch war später die Weide zwischen Garten und Wald, die Rinder grasten geduldig, Vögel sangen über sie hin, der Wald hatte Stimmen und Winkel und manches schöne Geheimnis. Regula war braun, stämmig und hatte Augen wie Brombeeren unter fast rötlichem Haar, ihr Mund wurde süßer, aber wozu? Sie sprach nicht, sie wußte kein Lied, keine Schrift, sie hatte fast keinen Gedanken, sie dachte mit Sehen und Hören und mit dem Tun. Und allein, wenn sie auf einem Baumstumpf saß in dem hohen Gras, den Kopf auf den Knien, die Hände über den Füßen verschlungen, und so in die feurige Bläue des Himmels blickte, schläfrig, im Gehör allerlei Stimmen, Gesumm und die Lerche im Nichts, ganz fern einen Ruf im Dorf und das grüne Rauschen des Waldes, so dachte sie, daß sie ein Mensch war; Tränen liefen ihr über das Herz, sie bebte. Aber es blieb innen.

Manchmal war es, als ginge sie vor dem Weinen wie vor einer lautlosen Wand aus Wasser, die stürzte, konnte aber niemals hinein. Einen Vers hatte sie, der war so, wie Tau in der Blüte wird in ihr gebildet, und so trug sie ihn und sagte ihn in die Stille:

Ich bin traurig, Jesu Christ,
Daß du an dem Kreuze bist.
Wollte dich gern begraben,
Mutter wollt es nicht haben,
O wie könnten wirs lustig haben,
In dem Grabe,
In dem Grabe, im Himmelreich,
Hosianna!

Wenn sie das sagte, so kostete sie dann das Hosianna am Ende durch die anderen Worte hin schon zuvor wie eine fremde heilige Speise, den juwelenen Brosam, den sie als einzigen aus der Christen-Welt davongetragen hatte. Aber Christine, die Mutter, verzehrte sich innerlich in diesen Jahren, dann gab sie sich auf, es war, als ob sie sich vergäße und in sich hinein verschwände, und ihr Leben verlosch dann so wie das Licht am Docht, weil die Nahrung verzehrt ist. Sie war gestorben, wie sie im Bett lag; Regula fand sie des Morgens kalt und steif und begriff, was das war, saß lange bei der kummervollen Leiche, dachte, was nun kommen könnte, und da kam es ihr, weiß Gott woher, daß sie auswandern könnte. Ja, es kam, daß sie sich zusammennahm zu einem Widerstand und zu einer Hoffnung auf

ein anderes Leben in einem unendlich fernen Land, in das sie zu wandern sich sehnte mit solcher Inbrunst und Süßigkeit, als ginge es in die Bläue des Himmels hinein, und da läge es und wäre völlig gut. Vielleicht dachte sie auch, daß sie weit genug würde gehen können, um zu Menschen zu kommen, die nichts von ihr wußten, und daß sie stark war, um die Arbeit eines Erwachsenen zu verrichten, und in Haus und Garten und Stall erfahren genug. Also machte sie ein Bündel aus ihrer Werktags-Kleidung, legte einen halben Laib Brot und Speck und ein paar Kleinigkeiten hinein, die sonst nötig oder ihr lieb waren, ergriff ihren Stab, mit dem sie die Kühe gehütet hatte, und machte sich auf den Weg, nicht leichten Herzens, weil sie die Tote so liegen lassen mußte; aber die konnte sie auch nicht begraben. Am Leib hatte sie deren Festtags-Gewand, das nur wenig zu lang war, denn die Tote war kleiner Figur gewesen. Im Bündel war es zu unförmig, und sie schürzte es über den Hüften und band es mit einer Schnur auf, daß es bauschte. Es war von gründamastenem Stoff mit dreingewebten Blumen von gleicher Farbe, und ein Käpplein gehörte dazu von demselben Zeug, das über den Ohren schloß, unter dem Halse zu binden; hinten floß ihr Haarzopf heraus, der war rotbraun, kurz aber kräftig, und das Kleid stand weit und ging herab zu den Füßen. Da stand sie marschfertig und zauderte noch bei dem Leichnam. Aber Alles an ihr war rüstig geworden; sie mußte

aufbrechen und wandern, um schnell ihr Ziel zu erreichen.

Die Sommer-Straße war leer, da sie das eben sonntägliche Dorf hinter sich ließ, schon von allen Lerchen empfangen, die den Himmel erfüllten wie die Engel, wenn eine Seele heraufschwebt. Stille standen die Mauern des Kornes, braungelb und in der Morgen-*Glut* zitternd, als ob sie lieber fallen möchten als stehen, und die Unendlichkeit gläserner Himmel machte das kleine Herz zu ewigen Wanderungen frisch. Da setzte sie Bein vor Beine und das dritte daneben, den Reise-Stecken; marschierte da im Takt eines unhörbaren Gesangs, der ihr Körperlein füllte, äugte umher wie ein Spatz, schwang ihr Bündel, stieß kräftig auf mit dem Stab und war immer in ihrem Leben so einsam und nie recht allein gewesen, daß sie die Einsamkeit heut wie eine Gesellschaft empfand; daß sie mit sich dahin wie mit einer Schwester schritt und allerdings laut zu schwatzen begann, Alles sich nannte—oder der Schwester—, was sie zu sehen bekam, dies putzig fand und das nützlich, und lachte und nicht erschrak vor der einsamen Kinder-Stimme in den Feldern. Wer sie gehört hätte und gesehn, der wäre vielleicht beklommen worden von dem grünen Wandeln im Sommer-Gefild, Stab und Bündel in Händen, ältlich von Kleidung, uralte von Augen, seltsam süß, blumenjung und braunflaumig von Wangen, die ganz lose ein goldfremdes Lächeln umflog.

Regula war entschlossen, den Tag durchzuwandern,

und sie führte es aus. In seinem ersten Halb gelang es ihr um so leichter, als freundliche Grüße und Lachen aus Türen und Fenstern im zweiten Dorf ihr anzeigten, daß sie für die Welt eine Fremde war und als solche herzlich empfangen; so ward der Ärmsten zum Trost, was anders dem Reichsten sonst in der Fremde zur Schwermut gedeiht, und munterer strebte sie vorwärts. Am Mittag hielt sie bei einem Tannen-Wald Rast und teilte ihre Speise mit einem Hüte-Jungen, der ein paar magere Kühe bewachte und so arm war, daß er nie eine Speckseite gesehn hatte wie Regulae ihre. Für das, was sie ihm mitteilte, freudvoll zum ersten Male in gleicher Gesellschaft speisend, zeigte er ihr Heidelbeer-Schläge im Wald, woran sie sich schwer satt aß, im Knien Händevoll blauer Beeren in den offenen Mund hineinschüttend. Alsdann schief sie ganz selig im Schatten ein, am Waldrand neben dem Knaben, vom Geläut der Rinder eine Strecke Wegs in die Stille geleitet; und als sie erwachte, lag der Knabe schlafend an ihrer Brust, offenen Mundes atmend, als möchte er saugen, worüber sie lachte, denn er war älter als sie. Behutsam entfernte sie sich von ihm, stand auf und fand mit Bündel und Stab ihre Straße wieder.

Am Spätnachmittag wurde sie müde. Sie hatte in harten Schuhen die Füße wund gelaufen, schritt lange schon barfuß aus, Schuhe und Bündel und Kappe am Stab über dem Rücken, glühenden Angesichts und zerwehten Haars. Die Gegend war öde geworden, Heide

und Moor, selten waren die Dörfer, die Sonne brannte, der Geschmack der Beeren klebte und war bitter in ihrem Mund. Ein blaues Gebirg, auf das sie zuschritt, verharrte in aussichtsloser Unwandelbarkeit. Da sie wieder zu einem Weiler gelangte, dachte sie schon um Obdach zu bitten, gemahnte sich aber ihres Entschlusses, nicht Halt zu machen als unter dem ersten Stern. Den sah sie aber über dem Zwielficht funkeln, ohne daß weit und breit eine Behausung sich wies; sie ging und ging, nur die Füße bewußtlos bewegend, und als sie wieder aufsah, war es Nacht. Darum nicht mutlos geworden — denn es hatten sich unzählbare Sterne allerseits zu ihr genaht, funkelten mit Augen, und insbesondere war auch ein halber Mond über den Erdrand heraufgekommen und glühte honigfarbne Gemeinschaft —, nutzte sie ihre letzte Kraft, vorwärts pilgernd dem schon genäherten Ziele zu.

Und da war es nun. Da glänzte der Licht-Funken unter den Sternen hervor, rötlicher als sie, aber fast sternenhaft hoch über der Ebene. Es dauerte noch, bis sie an den Fuß eines steilen Hügels gelangte, von dessen Höhe das Licht glimmte, übrigens verschwindend, als sie unterhalb anlangte. Hier waren Fels-Wände, doch führten Wege und Treppen empor. Die bezwang sie mit neuer Munterkeit; oben war Wald, aber ein Pfad und wieder der Lichtschein. Regula trat auf einen freien Platz und sah vor sich eine kleine Kirche.

Das war nun eine Enttäuschung, denn was da im

Innern ihrer wartete, wußte Regula wohl. Immerhin war es möglich, daß der Gequälte am Holz hier nur klein war, so daß er nicht so erschreckte und sie ferne von ihm hinter einem Pfeiler in einer Bank schlafen ließ. Ferner bedachte sie, daß, wo eine Kirche stand, ein Dorf nicht weit sein konnte; aber nun war sie von Müdigkeit wie gelähmt, vermochte nur wankend noch die wenigen Schritte zu tun, um die Tür zu erreichen, klinkte auf und trat ein. Das kleine Innere war dämmerhell von zwei Kerzen, die in hohen Leuchtern vor dem Altare am Boden standen und über nichts Anderes schienen als einen offenen Sarg mit dem Verstorbenen drinnen. Das war nicht schön; da traf sie abends auf das, wovon sie morgens ausging. Aber viel weniger schön war der Gemartete, der hinter dem Altar-Tisch stand, als hätte er die Füße darauf, größer fast als ein Mensch; und er war mit einer furchtbaren Kunst so zubereitet, daß er zu leben schien in dem Augenblick, wo er das Lama asabtani schrie: so warf er das Haupt über den Balken zurück, so waren seine Lippen offen verzogen, so empörte das Sterben die Brust, so sprangen die Rippen, krallten sich die Hände und wanden die Füße sich um den Nagel. Aus der Haut aber, die wie gegerbt war von der Säure des Sterbens, traten tausend Blutstropfen hervor, und wie die Kerzen sich regten, so flatterten die Knie, und das Blut-Wasser aus der Speer-Wunde floß über. Regula hatte in ihrem Leben kein solches Schrecknis gesehen. Sie brannte vor

Entsetzen, aber aus den Flammen reckte eine Lebenskraft sich im Nu zu einer Empörung auf, zu einem solchen Grimm und Jammer und Taten-Drang, daß ihr Herz Christe! Christe! schrie und: Ich kanns nicht ansehen, Herr, wie du leidest! Und nun wußte sie nicht, was geschah.

Denn sie war am Altar und hatte sich hinaufgeschwungen und kniete bei seinen Knien und stand aufrecht und war groß genug, an die Nägel der Hände zu reichen, und sie zerrte am ersten, und der flog heraus, und sie trat zu dem andern hinüber, aber da mußte sie etwas sehn. Die Hand, wo sie eben den Nagel löste, die senkte sich mit dem Arm; steif und nur so biegsam wie das Glied eines eben Verstorbenen senkte sich Arm und Hand, bis sie hingen. Regula faßte sie an; sie waren kalt, aber anders als Holz, samtener, weicher als Holz. Da riß sie den zweiten Nagel heraus, unbegreifend mit welcher Kraft, und auch dieser Arm fiel, daß er fast Regula schlug, und indem neigte der ganze Leichnam sich vor, sank in sich in die Knie, und da Regula sich bückte, fing sie den Stürzenden mit Nacken und Schultern auf, trug ihn, als wöge er nichts, und zog aus den Füßen den Nagel. Dann ließ sie ihn behutsam nach untengleiten, vonden Tischaufdie Stufen, und kletterte nach und saß auf dem Teppich und hielt auf den Knien das schwere wund Haupt mit dem Dornen-Kranz. Sie saß, wie mit ihm vorzeit seine Mutter gesessen, und eine unermeßliche Lebens-Last war gelöst, und so war sie

auch durch die Wand der Tränen gebrochen; die stürzte zusammen in ihr und strömte aus Augen und Mund mit unersättlichem Schluchzen: Hosianna!

Regula dachte, nun ausgeweint, daß dieses Werk erst begonnen und an sein Ende zu bringen war. Legte also den himmlischen Leichnam sanft hin, trat zu dem Sarg und beschaute den Inlieger. Da fand sich nun Wunderbares; daß nämlich dieser Leichnam der desselbigen Pfarrers war, der Regulam exorzisieren wollte; der hier eine andere Pfarre bekommen und sie soeben wieder verlassen hatte. »Siehe nun,« sprach zu ihm Regula, da sie ihn erkannte, »so ist es dahin mit dir gekommen, du zorniger Mensch, daß du heraus mußt aus deinem letzten Bett. Geduldig mußt du es aushalten, denn ich weiß mir anders nicht Rat, und ich will nun endlich meinen Heiland begraben.« Sprachs und packte sogleich den gewaltigen Mann, der er war, obschon tot; und es gab einen Ruck, da hatte sie ihn schon heraus wie eine riesige Puppe gezogen und auf den Estrich gelegt. Da lag er todstille und rührte sich nicht; Regula aber in ihrer Kraft trug den ärmsten Heiland herbei, bettete ihn auf das Linnen, und da sie die Hände hinlegen wollte, so erwies es sich, daß die grausam gesperrten mit den wulstigen Rändern der Wund-Male weich genug waren, um die Finger ineinander zu schließen. Alles schlief, und Regula griff nach dem Sarg-Deckel, hob ihn hoch und legte ihn über; und alsbald, weilsie einen Kasten dastehensah mit Handwerks-Zeug

und hinlänglich großen Nägeln, schallten die Schläge ihres Hammers in die Stille der Kerzen hinein, daß die frommen Wölbungen dröhnten.

Da war der Sarg verschlossen. Wo aber ein Sarg und ein Toter ist, wußte die Regul, war ein Grab auch fertig oder doch halb. Eh sie noch wußte wie, nahm sie den Sarg: einen Arm untergeschoben, einen darüber gestreckt, schwang sie ihn sich auf den Rücken, rückt' ihn zurecht auf der Achsel und schritt sehr klein darunter, aber aufrecht und festen Ganges in das Freie hinaus. Ja, der Friedhof war draußen, die Kreuze standen im Mond, Regula schritt über die Grab-Hügel hinweg, als wären sie Maulwurfs-Hügel, und da war auch das frische Loch, freilich die Tiefe erst halb gewonnen, aber in der aufgeworfenen Erde stak der Spaten. Regula setzte die Bürde nieder, griff zum Spaten und schaufelte sich rüstig in die Erde hinunter. Der Spaten klang hell in der Nacht, die Erde scholl dumpf, wenn sie fiel, und rauschte und rieselte an den Wänden; der Schatten des Sarges lag über dem Grab, hoch oben stand der silberne Mond und blickte hinunter, sah aber nichts als den Grabscheit-Stahl, der blitzte, wenn er nach oben flog und sich drehte, um die Erde zu stürzen; Regulam unten im Grab, wo sie fleißig war, sah er nicht.

Jedoch ein andres Geschöpf hatte nicht Alles, doch das Meiste, was Regula vollbrachte, mit angesehen. Das war der Leichen-Wächter, ein Bauernbursch, der sich in einen Beichtstuhl gesetzt hatte, um sich da in Kissen

dem guten Schlaf zu ergeben; Regula sah ihn nicht, denn er schlief hinter Vorhängen. Er erwachte auch erst bei der Rede, welche die Regul über den Pfarrers-Leichnam häufte, sah Christi Leib auf den Fliesen und rührte sich nicht vor abgründiger Furcht, dieweil er den Toten in Regulae Armen aus dem Sarg fahren sah und weiter alle Unholds-Kraft in dem Kinde, das den Gekreuzigten hertrug und legte, und das die Nägel in den Schrein hämmerte so laut und so rasch, wie der Wagner um den Wagen geht, überall die Nägel hineintreibend ins weiche Holz, doch dieses war Eiche. Da sie aber gar den Sarg auf sich lud, der noch einmal so lang war wie sie, und ihn davontrug und nicht den Arm in die Hüfte stemmte, um es sich leichter zu machen, so ward er fast ohnmächtig bei soviel Zauber und Höllen-Spuk, und er wagte sich erst auf den Kirchhof, als die Regul schon fertig war, aus der Tiefe heraufstieg und ihr Antlitz zum Himmel kehrte, auf den Spaten gestützt, um tief bis in die Sterne hinein Atem zu schöpfen. Und nachmals schwor jener Bursch, sie sei in jenem Augenblick riesig gewesen, bis zum Zenit empor, und auf ihrem Atem wäre die Milchstraße zum Munde hinein- und wieder herausgerauscht. Danach bückte sie sich zu dem Sarg, schob ihn zur Grube, kniete und griff ihn beiderhändig und ließ ihn hinab, bis sie mit halbem Leib über dem Rande lag und es doch unerfindlich war, wie sie, mit Haupt, Schultern und Armen in die Tiefe hängend, hinabreichte. Wieder

aber aufrecht bereits, handhabte sie den Spaten mit Schnelle, die Erde rauschte, schollerte und strömte auf das Holz; bald ward das Geräusch stiller und ganz stille, das Grabscheit klang leise, ebnend den obersten Sand. Da entlief der Bursche ins Dorf, um Alles zu wecken. Die Regul, miteins so erschöpft, als hätte sie das, was sie ohne Anstrengung vollbrachte, das Übermenschliche alles mit den eignen schwachen Kräften geleistet — Regula hatte nicht Zeit, noch ein Ave zu sprechen, da sie schon lag, wo sie stand, auf dem Grab, und einschlief in diesen Traum.

Sie mußte an einer Fels-Wand empor, die ähnlich der wirklichen war, die sie vor einer Stunde erstieg, jedoch unabsehbar hoch, lauter Treppen im Zickzack, die über ihr in der Finsternis schwanden; und sie hatte dabei eine ungeheure Bürde zu schleppen, die so sehr drückte, wie der Sarg, wenn sie ihn gespürt hätte, sie bedrückt haben würde. Regula keuchte in Sterbens-Not, kroch eher, als daß sie klomm, und eben als sie zu brechen meinte, war es hell um sie her, und kniend sah sie einen schönen nackten Mann mit einem blauen Schurz vor sich stehen, von dem die Helligkeit ausging und bald so stark, daß sie von seinem Antlitz nur einen Schatten sah wie von Rosen und Gold in der Helle. Hörte sie seine Stimme sehr linde sprechen: »Regul, was schleppst du?« »Ach,« sagte sie, »es sind die Drangsale; ich kann sie im Leben nicht loswerden.« »Regula,« sagte die Stimme, »du hast mir davon geholfen,

da muß ich dir auch wieder helfen.« »Ach,« sagte das Kind, sterbensschwach und geblendet hinaufblickend, »bist du es, mein Herr? Ich habe dich ja begraben, bist du doch wieder auferstanden?« »Das bin ich,« sagte er fröhlich, »nun laß dir auch helfen.« Regula seufzte tief, fühlte indem aber die Last von sich weichen. Es ward lauter Erleichterung, da sie aus dem Knien emporwuchs, als ob sie erblühte. Und sie stand vor dem Herrn, die Erleichterung hörte nicht auf mit Blühen und Blühen, während sie ihre Stirne an jene Brust legte und sich in lauter Blüte verlor.

Was aber unten die Menschen sagten, nämlich jene Bauern, da sie morgens kamen — sie trauten sich nicht eher — und Regulam fanden, taunaß auf dem Grab und schlafend unerwecklich, bleich, aber die selige Genüge auf den Wangen, in ihrem grünen Kleid; und als sie das Grab wieder aufwarfen, den Sarg emporholten und aufsprengten mit vieler Mühe — die Nägel Regulae hielten zäh — und darinnen den Heiland fanden, hart aus Holz, aber mit gefalteten Händen; was sie zu alledem sagten und nachmals taten: das weiß ich nicht; und liegt wem daran, es zu wissen?



Begegnung Christi mit seiner Mutter
Aus dem Passionale Kunigunde in Prag

ZWEI GEDICHTE

von Alexander Petöfi

Ein heißer Mittag...

EIN heißer Mittag ists heut draußen wieder,
Die Sonne sendet Feuerbrände nieder,
Ein heißer Mittag ists, — die Vögel stumm,
Und müde, lechzend schleicht der Hund herum.

Zwei Mädchen seh ich mit dem Heu sich plagen,
Zwei Burschen auch, die es von dannen tragen,
Doch ach! zur Arbeit hat heut keiner Lust,
Zu schwer ist heut das Heu, zu eng die Brust.

Am besten hats der König jetzt auf Erden
Und auch der Hirt da drüben bei den Herden;
Der König ruht im Schloß auf goldnem Thron,
In Liebchens Schoß der Hirt, der Pußtensohn.

Die Pußta im Winter

HEI nun ist die Pußta erst Pußta zu nennen!
Als schlampiger Wirt läßt der Herbst sich erkennen,
Da des Frühlings Saat
Und des Sommers Staat,
Leichtsinnig von ihm vertan, entschwindet
Und der Winter nur leere Schatzkammern findet.

Der Schafherden melancholische Glocken,
Der Hirtenschalmei wehmütiges Locken
Und der Vogelsang
Sind verstummt schon lang;
Des Watvogels Ruf auf den Wiesen ward stille,
Es geigt nicht einmal die winzigste Grille.

Wie ein starres Meer ist das Feld ohne Hügel,
Die Sonne schwebt niedrig wie müdes Geflügel,
Oder weil das Gesicht
Ihr vor Alter gebricht
Und sie bücken sich muß, um was zu erspähen . . .
Doch auch so kann nicht viel in der Öde sie sehen.

Leer stehn nun des Fischers und Feldhüters Zellen,
Still sind die Gehöfte, das Vieh in den Ställen;
Treibt abends von dort
Man zum Troge es fort,
Blökt traurig wohl eines der struppigen Kälber,
Weil lieber es tränk aus dem Teiche selber.

Vom Gebälk nimmt der Knecht seine Tabaksblätter
Und legt sie hin auf der Schwelle Bretter,
Zerteilt sie mit Kraft;
Aus dem Stiefelschaft
Holt die Pfeif' er, stopft sie, mit träger Lippe
Dran zieht er und lugt, ob nicht leer die Krippe.

Doch es schweigen gänzlich sogar die Schenken;
An Schlaf kann Schenk und Schenkin jetzt denken.
Denn der Schlüssel nun
Zum Keller kann ruhn;
Kein Fuhrwerk, das jetzt zu ihnen sich finde;
Mit Schnee verwehten den Weg die Winde.

Jetzt herrschen die Winde, die Stürme toben.
Der eine kreist in der Luft hoch oben,
Der andre mit Groll
Sprengt unten wie toll,
Läßt sprühen den Schnee wie Feuerregen,
Der dritte kommt ihnen zum Ringkampf entgegen.

Wenn müd um die Dämmerung vom Hader sie lassen,
Dann sinken zur Ebne die Nebel, die blassen;
Dann verhüllen sie bald
Des Betyáren Gestalt,
Der zur Herberg sein schnaubendes Roß läßt traben...
Im Rücken den Wolf, überm Kopfe den Raben.

Wie ein König, verbannt aus dem eigenen Lande,
Blickt der Sonnenball rückwärts vom Erdenrande.
Noch einmal sieht
Er voll Zorn sein Gebiet,
Und bis er gelangt in die andere Zone,
Fällt ihm vom Haupte die blutige Krone.

Aus der Petöfi-Auswahl in der Insel-Bücherei (Nr. 351)

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI

Von Wilhelm Worringer

FÜR unsere heutige Vorstellung von Malerei steht das bewegliche Rahmenbild beherrschend im Vordergrund. Ihm allein haftet noch der Charakter des Selbstverständlichen und Natürlich-Gegebenen an. Was der Jetztzeit an entwicklungsgeschichtlichen Impulsen noch gegeben ist, lebt sich nur in ihm aus. Daß es eine Monumentalmalerei gibt, wissen wir aus der Geschichte, nicht mehr aus dem lebendigen Leben. Versuche, sie wieder lebendig zu machen, ergaben — Marées, Hodler — Sehenswürdigkeiten, aber tragische. Kämpfe auf einem unwiderruflich verlorenen Terrain. Heroische Irrungen einer Zeit, die den Instinkt für ihre eignen Begrenztheiten verloren hat. Denn die Möglichkeit einer Monumentalmalerei ist kein formales Problem, sondern ein soziologisches. Und daraus ergibt sich die unzweideutige negative Antwort.

Dieses Buch führt zu dem Punkt der Geschichte zurück, wo das bewegliche Bild sich als selbständiger Entwicklungsträger von dem Gesamtkomplex der Malerei abzuzweigen begann, um schließlich nach Jahrhunderten Alleinträger der Entwicklung zu werden. Darin liegt die Berechtigung, die Anfänge des Tafelbildes — das Tafelbild ist ja nur die organische Vorstufe des späteren Rahmenbildes — selbständig monographisch zu behandeln. Nicht um eine monographische Behand-

lung einer technischen Spezialität handelt es sich, sondern um die monographische Aufdeckung von Keimvorgängen der modernen Malerei überhaupt, die eben Rahmenbildnismalerei ist. Wo die Anfänge der Moderne sind, da neigt sich auch der Entwicklungsakzent mit Schicksalsnotwendigkeit auf die isolierte Bildtafel hin.

Das Schicksalhafte dieses Vorgangs erfassen wir heute mit einer neuen Hellsicht. Eben weil wir diese Dinge mehr in ihrer soziologischen Tiefenbedeutung zu sehen beginnen und weil wir unter dem Bewußtsein der soziologischen Fragwürdigwerdung unseres eignen heutigen Kunstschaffens den Zusammenhang zu ahnen beginnen, der zwischen der damals einsetzenden Entwicklung zur Selbständig- und Beweglichwerdung bemalter Bildtafeln und dem heutigen Zustand einer grenzen- und zwecklosen Bildermalerei ohne soziologische Legitimierung besteht.

Wie ist der heutige Zustand? In der Einsamkeit eines Ateliers entsteht ein Bild, wird einem namenlosen, unbestimmten Publikum ausgeliefert, tritt seinen Kreislauf durch Ausstellungen und Marktbetrieb an und landet schließlich, wenn es gut geht, an der Einzelwand eines Einzelmenschen, von dessen Existenz der Künstler bei der Konzeption des Werkes nichts wußte und der vielleicht etwas ganz anderes in es hineinlegt, als der Künstler es wollte. In dieser Atmosphäre von Unsicherheit und Problematik führt das heutige Bild seine fragwürdige Existenz. Alles an ihm ist dem Zufall und

individueller Bedingtheit überlassen: sein Gegenstand sowohl wie seine Bestimmung. Sein äußerer Platz ist so ungewiß wie seine innere Mitteilbarkeit. So muß ihm notwendig alles das abgehen, was aller mittelalterlichen Kunst jenes Unbedingte gibt, das wir mit einem Verlegenheitswort als »monumental« bezeichnen und was aus der kleinsten Miniatur jener Zeit so gut spricht wie aus der größten Freske. Wodurch entstand dieses Unbedingte? Dadurch, daß alles künstlerische Schöpfungsvermögen in der entscheidenden geistigen Tiefenschicht seiner Entstehung vorbestimmt war und sich in seinen Ausdrucksmöglichkeiten in dem gebundenen Spielraum eines unsichtbaren, aber undurchbrechbaren Übereinkommens bewegte. Weder der Platz des gemalten Werkes war ein Problem noch sein thematischer Gegenstand. Ganz unproblematisch war vor allem dieses: sein Bezug auf das Publikum und damit seine Mitteilbarkeit. Unverständene Künstler gab es nicht. Alles lief stillschweigend in den Geleisen eines präexistenten Beziehungszusammenhanges, der den Werken jenes Unnennbare gibt, das wir als »Stil« empfinden und das letzten Endes nur das Durchfühlen der Tatsache ist, daß diese Werke ihr Gesetz nicht von dem Einzelnen, sondern von der Gemeinschaft empfangen. Von dieser Überlegung aus fällt auf die ange deutete Emanzipation einer selbständigen Tafelmalerei die entscheidende Bedeutung. Der Punkt wird dadurch fixiert, wo die Malerei aus ihrer Kollektivexistenz und

damit ihrer künstlerischen und soziologischen Unbedingtheit herauszutreten beginnt und allmählich der Individualsphäre überantwortet wird. Ein Weg aus dem Gewissen ins Ungewisse, aus dem Notwendigen ins Zufällige, aus dem Zusammen ins Allein.

Das Tafelbild ist natürlich keine Erfindung des 14. Jahrhunderts. Es ging immer neben der großen Malerei her. Aber in jenem Jahrhundert begann dieser Nebenläufer der Entwicklung sich allmählich ins Zentrum vorzuschieben und die Entwicklungsfäden des Ganzen auf sich überzuleiten. Darin nur liegt die entwicklungsgeschichtliche Wandlung.

Jahrhunderte allerdings vergehen noch, bis das beweglich gewordene Bild zu seiner heutigen Existenzform kommt und im Wandschmuckdasein seine Bestimmung findet. Solche ästhetisch-dekorative Sonderfunktion war erst möglich, nachdem der schleichende Säkularisationsprozeß der Kunst sein Endstadium erreicht hatte, also erst in nachbarocker Zeit. Bis zu diesem Zeitpunkt ist noch das Sakralbild herrschend, das dieser Auflösungstendenz der soziologischen Mußform zur soziologischen Spielform einen kunsthistorisch reich gesegneten Widerstand entgegensetzt.

Und im besonderen spielt das Altarbild jahrhundertlang eine alle Entwicklungslinien sammelnde Übergangsrolle. Es wird zur gegebenen Überleitungsform von der mittelalterlichen Monumentalmalerei zur modernen Intimmelerei.

Die Entwicklung einer selbständigen Tafelmalerei deckt sich also zeitgeschichtlich mit der Entwicklung des Altarbildes. Tafelbilder hatte es, als Nebenerscheinung der Entwicklung, immer gegeben: das Altarbild aber ist ein wirklich Neues. Und erst in der Verschmelzung mit dem Altarbild wird das Tafelbild zum Träger einer entscheidungsvollen Zukunftsentwicklung.

Die Anfänge der Tafelmalerei — sofern wir unter Anfängen nicht erstes Auftreten, sondern entwicklungsgeschichtliches Lebendigwerden verstehen — führen ins 14. Jahrhundert. Man muß sich den Geist dieses Jahrhunderts heraufbeschwören, um zu verstehen, daß in ihm die Keimzelle der modernen Malerei sich entwickeln mußte. Denn dieses Jahrhundert ist der eigentliche Vorhof der neuen Zeit. Die Entscheidungen, die den unüberbrückbaren Wesensunterschied zwischen Mittelalter und Neuzeit konstituieren, werden zwar erst im vollen Umfang sichtbar im 15. Jahrhundert, aber ihre Geburtsstunden liegen spätestens im 14. Jahrhundert. Keine Linie der geistigen, kulturellen, sozialen und politischen Struktur, die nicht schon im 14. Jahrhundert vorgezeichnet und festgelegt ist, wenn auch erst in vagen, unbeholfenen und groben Strichen. Diese Grobzeichnung der kommenden Entwicklung unter der Oberfläche des 14. Jahrhunderts wird für den flüchtigen Blick allerdings ganz überwuchert von dem reichen und bizarren Silberstiftlinienspiel, das nicht weniger vierzehntes Jahrhundert ist, aber vierzehntes Jahrhun-

dert mit rückgewandtem Gesicht. Dieses Jahrhundert trägt eben in einem ganz besonderen Grade den Charakter eines Zwischen-den-Zeiten-Stehens. Man kann es mit gleichem Recht von der Vergangenheit her lesen wie von der Zukunft. Es ist Ende und Beginn zugleich. Ende und Nachklang des Vergangenen und verschwiegener Vorhof alles Neuen. Jahrhunderte von solch ausgesprochener Doppeldeutigkeit sind keine großen Jahrhunderte, aber es sind interessante Jahrhunderte. Nicht derb zusammenfassen darf man, um sich ihrer geschichtlich zu vergewissern, sondern man muß mit einem Ohr in sie hineinhorchen, das geschärft ist für Widersprüche und Klangfehler, für Untertöne und Obertöne. Denn noch sind die Spannungen zwischen Mittelalter und Neuzeit an dieser Stelle nicht dramatisch akut und damit von unverschleieter Evidenz, sondern sie äußern sich vorerst nur in einem Aufblitzen von Widersprüchen, vergleichbar dem Knistern von elektrischen Funken, ehe es zur großen Spannungsentladung kommt.

Das eigentliche Zwillingsjahrhundert des vierzehnten ist das achtzehnte. Das steht unter ganz ähnlichen Vorzeichen. Das zeigt ebenso eine Epidermis aus erlesenster Feudalkultur über einem raschwachsenden Kern von neuer bürgerlicher Kultur, ist ebenso feminin an der Oberfläche, wie ihm in den Unterschichten eine neue Männlichkeit durchwächst, hat ebenso seine spielerische Silberstiftzeichnung der Vergangenheit

über einer drohend durchschimmernden Grobzeichnung der Zukunft.

Auch das vierzehnte hat sein Rokoko und seine Revolution, seinen feudalen Traditionalismus und sein Rousseautum des Gefühls und des aufgeklärten Verstandes. Auch hier wehrt sich ein kunstvoller Erfahrungsbau von Jahrhunderten vergeblich gegen die Natur, die Mutter aller Ketzereien. Auch hier zerbröckelt ein Firnis erlesenster Kulturzüchtung allmählich und unter reizvoller Krakelürenbildung unter dem Druck einer neuen Ursprünglichkeit.

Das große Feudalsystem des hohen Mittelalters, das im 14. Jahrhundert der Atomisierung anheimfällt, hat drei Namen für dieselbe Sache: Universalismus, Kosmopolitismus und Aristokratismus. Universalismus, das heißt, daß das religiöse und geistige Erlebnis noch in eins zusammenfällt und daß es also keine Teilerlebnisse gibt. Im 14. Jahrhundert aber beginnen sich schon geistige Teilansichten der Welt selbständig zu machen. Und eines Tages gibt es eine Wissenschaft und einen Humanismus. Kosmopolitismus, das heißt, daß die politischen und kulturellen Zusammenhänge eingebaut sind in den Kosmos eines europäischen Einheitsbewußtseins und von ihm ihr selbstverständliches inneres Gesetz empfangen. Auch das Aufhören dieses übergeordneten Einheitsbewußtseins fällt ins 14. Jahrhundert. Auch innerhalb dieses Betrachtungszusammenhangs emanzipiert sich ein Teilerlebnis, nämlich das des natio-

nenalen Bewußtseins, von einer Totalvorstellung des geistigen Zusammenhangs in Europa. Nicht anders als wie die Plastik im selben Jahrhundert sich von der Architektur emanzipiert und Kunst für sich sein will. So gibt es eines Tages Nationalstaaten, Nationalkirchen und Nationalstile.

Aristokratismus, das heißt, daß Zusammenhänge so großer Art nur in der Luftlinie gehalten werden können. Der Widerspruch der natürlichen Topographie gegen diese Luftlinien heißt Demokratie. Wie sie im 14. Jahrhundert sich unterirdisch regt, kommen diese Luftlinien ins Zittern und ins Verblassen. Und eines Tages sind die geistigen und gesellschaftlichen Luftlinien über Europa erloschen, und man steht im Unartikulierten.

Alle Silberstiftzeichnung des 14. Jahrhunderts ist Essenz aus jener Dreieinheit. Wir nennen sie mit ihrem geschichtlichen Namen: höfisch-ritterliche Kultur.

Ihre Gegenmacht ist die bürgerliche Kultur. Ihr gehört die Zukunft. Auch die Zukunft der Kunst. Und darum steht die Tafelmalerei — diese Hauptträgerin der Zukunftsentwicklung — nur mit dieser bürgerlichen Kulturatmosphäre in legitimer Verbundenheit. Der Geist von Stadtindividualitäten, der Geist von Handwerkerorganisationen steht hinter ihr. Der weltweite Horizont, von dem sich staufische Kultur und staufische Kunst abhoben, schrumpft zu städtischer Enge zusammen. Wo internationale Bauhütten den Ton angaben, haben nun stadtenge Zünfte das Wort.

Alles was an Extensität verloren ging, mußte langsam an Intensität und Intimität eingebracht werden.

*Aus der Einleitung des Werkes in
der Sammlung »Deutsche Meister«*

BRIEFE FRIEDRICH NIETZSCHES

an

Erwin Rohde

Leipzig, 9. November 1868

Mein lieber Freund,

heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heiteren Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu gebärden, daß Dein böser Gast, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. Und damit jeder Mißton vermieden werde, will ich die bekannte *res severa*, die Deinen zweiten Brief veranlaßte, auf einem besonderen Blatt besprechen, das Du dann in besonderer Stimmung und auf besondrem Orte lesen magst . . .

Im Bewußtsein eines guten Tagewerkes gieng ich zu Bett und überlegte mir die bewußte bei Ritschl aufzuführende Scene: als welche auch am andern Mittag aufgeführt wurde.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressirt, mit der kurzen Notiz: »Willst Du

Richard Wagner kennen lernen, so komme um $\frac{3}{4}$ 4 in das Café Théâtre. Windisch.«

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, sodaß ich die eben gehabte Scene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel gerieth.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livrée. Nun hatte die Schwester Wagner's, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommiren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagner's: giebt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vor-

treffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gieb mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Märchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauerte, in's Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich Nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie — denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebenen Stoff »Entwicklung des Gottesbegriffs bis Aristoteles«, während Romundt die Preisaufgabe der Universität »über den Willen« zu lösen trachtet. — Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher gieng. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Slaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in $\frac{3}{4}$ Stunden ihn zu schicken.

Ich gieng vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen

würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: »an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner«.

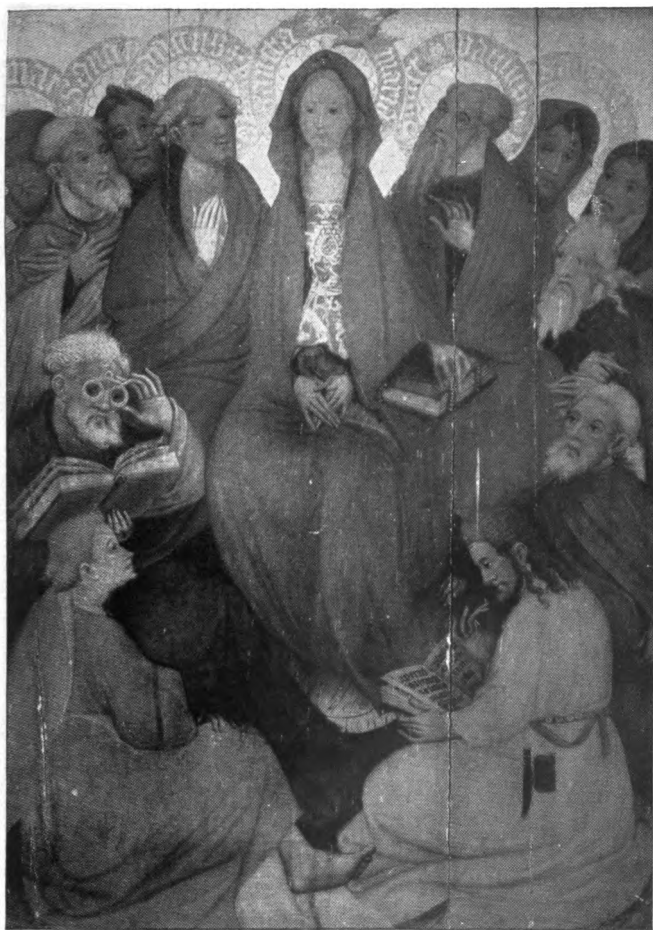
Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gitterthor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Hausthür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus gerieth in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Packet kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentirt die Rechnung. Ich acceptire höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu thun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt

seiner Seite! Scene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehen.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfers-helfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sopha und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderscene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden, als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: »Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!« »Meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!« W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —



Conrad von Soest
Altar in der Pfarrkirche zu Nieder-Wildungen

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigenthümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres thun kann, als mit Dir, mein theurer Freund, zu reden und »wundersame Mär« zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitirte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe! Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophencongreß in Prag und sprach von den »philosophischen Dienstmännern«. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Scene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu

treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit.

F. N.

Basel, Ende Januar bis 15. Februar 1870

Mein lieber Freund, neulich überkam mich die Sorge, wie es Dir wohl in Rom ergehen möge, und wie abseits von der Welt und wie verlassen Du vielleicht dort lebst. Es wäre ja selbst möglich, daß Du krank wärest, ohne rechte Pflege und ohne freundschaftliche Unterstützung. Beruhige mich und nimm mir meine pessimistischen Grillen. Mir kommt das Rom des Concils so unheimlich giftig vor — nein, ich will nicht mehr schreiben, denn das Briefgeheimniß ist für alle kirchlich-jesuitischen Dinge mir nicht sicher genug: man möchte wittern, was im Briefe stünde, und Dir's entgelten lassen. — Du studirst das Alterthum und lebst das Mittelalter. —

Nun will ich eins Dir recht eindringlich sagen. Denke daran, auf Deiner Rückreise einige Zeit bei mir zu wohnen: weißt Du, es möchte vielleicht für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich vermisse Dich ganz unglaublich: mache mir also das Labsal Deiner Gegenwart und Sorge dafür, daß sie nicht so kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar nieman-

den an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: »komm nach Basel!«

Mein wahres und nicht genug zu preisendes Refugium bleibt hier für mich Tribschen bei Luzern: nur daß es doch nur selten aufzusuchen ist. Die Weihnachtsferien habe ich dort verlebt: schönste und erhebendste Erinnerung! Es ist durchaus nöthig, daß Du auch in diese Magie eingeweiht wirst. Bist Du erst mein Gast, so reisen wir auch zusammen zu Freund Wagner. Kannst Du mir nichts über Franz Lißtschreiben? Wenn Du vielleicht Deine Rückreise über den Lago di Como machen könntest, so wäre eine schöne Gelegenheit, uns allen eine Freude zu machen. Wir, d. h. wir Tribschener, haben ein Auge auf eine Villa am See, bei Fiume Latte, Namens: ‚Villa Capuana‘, zwei Häuser. Kannst Du diese Villa nicht einer Musterung und Kritik unterwerfen?

Von Wackernagel's Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena. Romundt ist Erzieher bei Professor Czermak und wohl situirt, Dank Ritschl. Roscher, der mir über seine wärmste Verehrung für Dich geschrieben hat, ist

als »bedeutender« Pädagog in Bautzen. Bücheler soll nach Bonn gerufen sein. Das Rheinische Museum hat jetzt lateinische Lettern. Ich habe einen Vortrag vor gemischtem Publikum gehalten über »das antike Musikdrama« und halte am 4. Februar einen zweiten über »Sokrates und die Tragödie«. Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenenthum: man hat kein besseres Mittel sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eignen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das allerbeschämendste Eingeständniß meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechenthum, wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich noch je ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei, so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigne Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Culturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise — mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.

Übrigens bist Du klug, wenn Du nicht so eine kleine Universität als Wohnsitz wählst. Man vereinsamt selbst in seiner Wissenschaft. Was gäbe ich darum, wenn wir zusammen leben könnten! Ich verlerne ganz zu sprechen. Das Lästigste aber ist mir, daß ich immer

repräsentiren muß, den Lehrer, den Philologen, den Menschen, und daß ich mich allen, mit denen ich umgehe, erst beweisen muß. Das aber kann ich so sehr schlecht und verlerne es immer mehr. Ich verstumme oder sage bereits absichtlich nur soviel, wieviel man als höflicher Weltmensch zu sagen pflegt. Kurz, ich bin mit mir mehr unzufrieden als mit der Welt und deshalb um so zugethaner dem Theuersten.

Mitte Februar. — Ich habe jetzt die stärkste Besorgniß, daß mich Deine Briefe und Dich die meinigen nicht erreichen: seit November habe ich nichts gehört. Meine verehrte Freundin Cosima rieth mir, durch ihren Vater (Franz Lißt) mir Auskunft über Dich zu verschaffen. Dies werde ich auch nächstens thun; heute probire ich es nochmals mit einem Brief. — Über das Concil sind wir gut durch die »römischen« Briefe in der Augsburger unterrichtet; kennst Du den Verfasser? Laß es Dir dann ja nicht merken: es wird schrecklich auf ihn gefahndet. — Ich habe hier einen Vortrag über »Sokrates und die Tragödie« gehalten, der Schrecken und Mißverständnisse erregt hat. Dagegen hat sich durch ihn das Band mit meinen Tribschener Freunden noch enger geknüpft. Ich werde noch zur wandelnden Hoffnung: auch Richard Wagner hat mir in der rührendsten Weise zu erkennen gegeben, welche Bestimmung er mir vorgezeichnet sieht. Dies ist alles sehr beängstigend. Du weißt wohl, wie sich Ritschl über mich geäußert hat. Doch will ich mich nicht anfechten lassen: littera-

rischen Ehrgeiz habe ich eigentlich gar nicht, an eine herrschende Schablone mich anzuschließen brauche ich nicht, weil ich keine glänzenden und berühmten Stellungen erstrebe. Dagegen will ich mich, wenn es Zeit ist, so ernst und freimüthig äußern, wie nur möglich. Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.

Mein alter Kamerad Deussen ist mit Leib und Seele zu Schopenhauer übergegangen, als der letzte und älteste meiner Freunde. Windisch ist auf ein Jahr nach England, im Dienste der East-Indian Office, um Sanskrithandschriften zu vergleichen. Romundt hat einen Schopenhauer-Verein in's Leben gerufen. Soeben ist eine scandalöse Schrift gegen Ritschl erschienen (gegen seine Plautuskritik und das auslautende d): von Bergk, zur Schmach des deutschen Gelehrtenthums.

Nochmals schönsten und herzlichsten Gruß. Ich freue mich auf das Frühjahr, weil es Dich durch Basel führt: nur theile mir mit, wann das geschieht: in den Osterferien bin ich mit den Meinigen am Genfersee.

Lebwohl! Lebwohl!

Nizza, 22. Februar 1884

Mein alter lieber Freund,
ich weiß nicht, wie es zugeht: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mir's, als ob du mir die Hand drücktest

und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig als ob Du sagen wolltest »Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —«

Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) »Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!«

So weit habe ich's nun wirklich gebracht. —

Inzwischen gehe ich meinen Gang weiter, eigentlich ist's eine Fahrt, eine Meerfahrt — und ich habe nicht umsonst Jahrelang in der Stadt des Columbus gelebt. —

Mein »Zarathustra« ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten: — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe,

noch ein dritter Schritt zu thun —; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unsrer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes »Undulatorische«, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu gerathen. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vocale. —

Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt. —

Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisirt habe.

Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne »Kinder«!

Bleibe mir gut, ich bin's Dir wahrhaftig. Dein F.N.

Aus der neuen Auflage des Briefwechsels Nietzsche-Rohde

Von dem göttlichen Eindruck

DER erste Anfang des Dieners geschah in seinem achtzehnten Jahre. Und obwohl er fünf dieser Jahre schon das geistliche Kleid getragen hatte, war dennoch seine Seele ungesammelt; wenn ihn Gott nur vor den größten Gebrechen, die seinen Leumund schwärzen konnten, bewahrte, so könnte, schien ihm, des Gemeinen nicht zu viel werden. Dabei wurde er von Gott doch irgendwie umhütet, so daß er etwas Unbefriedigtes in sich fand, wo er sich auch zu den Dingen hinwandte, die ihm begehrenswert erschienen, und daß ihn oft deuchte, es müsse irgend etwas anderes sein, was seinem umherirrenden Herzen Frieden und Heimat geben könne; und es war ihm weh bei all seiner Unruhe.

Zwar biß er allzeit gegen dies Leben, das ihn an seiner Kette hielt, doch konnte er sich selbst nicht helfen, bis ihm der milde Gott durch eine plötzliche Wendung die Kette abnahm.

Man wunderte sich über die plötzliche Änderung, und es sagte einer dies, der andere das, wie es wohl so weit mit ihm gekommen sei; aber wie es wirklich war, ahnte niemand. Denn es war ein verborgener, lichtreicher Zug von Gott, und der bewirkte plötzlich die Umkehr.

ZUR selben Zeit des Anfangs im geistigen Leben am Abend vor der Fastnacht, wo man das Alleluja begräbt¹ und die törichten Leute dieser Welt anfangen, ausgelassen zu sein — er nannte diese Fastnacht die Bauernfastnacht, weil die nichts Besseres kennen —, ward ihm einst von Gott eine geistige Fastnacht bereitet, und die war so:

Er war an jenem Abend vor dem Nachtgebet in ein warmes Stüblein getreten, sich zu wärmen; denn ihn fror und hungerte. Aber ihm tat nichts so weh wie der Durst, den er litt. Und als er Fleisch essen und guten Wein trinken sah und selbst hungrig und durstig dabei saß, wurde er innerlich aufgewühlt, ging bald hinaus, begann sich selbst zu bejammern und seufzte innig aus Herzensgrund.

Dieselbe Nacht kam es ihm in einem Gesichte so vor, als sei er in einer Krankenstube. Da hörte er draußen vor der Stube jemanden ein himmlisches Lied singen; die Töne klangen so süß herein, daß nie eine natürliche Harfe so süß sprach; und es war, als ob ein zwölfjähriges Schülerlein da allein singe. Der Diener vergaß alle leibliche Speise, lauschte den süßen Tönen und sprach mit brünstigem Herzen: »Ach, was ist es, was da singt? Ich hörte doch noch nie auf Erden so süße Töne!«

¹ Vom Samstagabend vor Septuagesima bis zum Karsamstag fehlt das Alleluja in der Meßliturgie.

Da antwortete ihm ein stolzer Jüngling, der stand da und sprach: »Du sollst wissen, daß dieser wohlsingende Knabe dir singt und daß er dich ehrt mit seinem Gesange.«

Da sprach der Diener: »O weh, segne mich Gott! Ach, himmlischer Jüngling, heiß ihn mehr singen!« Er sang wiederum, daß es hoch in der Luft erschallte, und sang wohl drei himmlische Lieder.

Als der Gesang aus war, kam der wohlsingende Knabe, wie ihm erschien, durch die Luft zum Fensterlein der Stube und reichte dem Jüngling ein hübsches Körblein herein; das war voll roter Früchte, und die waren gleich roten, überreifen Erdbeeren und waren schön groß. Der Jüngling nahm den Korb von dem Knaben, reichte ihn mit Freuden dem Bruder hin und sprach: »Schau, Geselle und Bruder, diese rote Frucht hat dir dein Freund und himmlischer Herr gesandt, der wonnigliche Knabe und Sohn des himmlischen Vaters, der dir auch gesungen hat. Ach, wie hat er dich so recht lieb!«

Da entflammte der Bruder, wurde vor Freude rot im Gesicht und empfing begierig das Körblein und sprach: »Ei ja, wohl meinem Herzen! Dies ist mir eine liebe Sendung von dem lieblichen Himmelsknaben; dessen soll sich mein Herz und meine Seele immer freuen!« Und er wandte sich an den vorgenannten Jüngling und sprach: »Ach, ich bitte dich, hilf mir, daß ich ihn sehe und ihm für seine schöne Gabe danke.«

Da sprach er: »Nun, so tritt heran zum Fensterlein und tu einen Blick hinaus!«

Er tat das Fenster auf, da sah er vor dem Fenster den allerzartesten, lieblichsten Schüler stehen, der je mit Augen gesehen ward. Und als er zu ihm durchs Fenster hinaus wollte, kehrte er sich lieblich zu ihm und neigte sich gütig mit einem freundlichen Segnen zu ihm nieder und verschwand vor seinen Augen. Also zerging das Gesicht.

Als er wieder zu sich selber kam, dankte er Gott für die gute Fastnacht, die ihm geworden war.

Wie er den Mai beging

IN der Nacht des einziehenden Mai fing er gewöhnlich an, einen geistigen Maien zu setzen, und ehrte den eine Zeitlang alle Tage einmal. Unter all den schönen Zweigen, die je wuchsen, konnte er nichts finden, was dem schönen Maien mehr glich, als den wonniglichen Ast des heiligen Kreuzes, der reicher in Gnaden und Tugenden und jeder schönen Zierde erblüht, als je alle Maien.

Unter diesem Maien machte er sechs Kniebeugungen; und jede Kniebeugung wollte in ihrer Betrachtung den geistigen Maien mit den schönsten Dingen zieren, die der Lenz hervorbringen mochte. Und er sprach und sang in seinem Innern vor dem Maien mit dem Hymnus *Salve crux sancta* also: »Gegrüßet seist du, himmlischer Maien der ewigen Weisheit, auf dem da gewachsen ist die Frucht der ewigen Seligkeit.

Dir zu ewiger Zier für alle roten Rosen biete ich
heute ein herzliches Lieben;

für alle kleinen Veilchen ein demütiges Neigen;

für alle zarten Lilien ein lauterer Umfängen;

für allerlei schönfarbige und leuchtende Blumen, die
irgend Heide oder Anger, Wald oder Au, Baum oder
Wiese in diesem schönen Mai hervorgebracht haben,
oder die je wurden oder noch werden, bietet dir mein
Herz ein geistiges Küssen;

für aller wohlgemuten Vögelein Gesang, den sie je
auf einem Maienreis sorglos gesungen haben, bietet dir
meine Seele ein unerschöpfliches Loben;

und für all die Zier, mit der je ein Maien in der Zeit
geziert ward, erhebt dich mein Herz heute in geistigem
Singen und bittet dich, gesegneter Maie, du wollest mir
helfen, dich in dieser kurzen Zeit also zu loben, daß
ich dich, lebendige Frucht, ewiglich genießen werde.«

Und so wurde der Mai begangen.

*Von dem allerhöchsten Überflug
eines vielgeübten, vergeistigten Gemütes*

DIE weise Tochter sprach: »Ich möchte aus den
Schriften der Meister nichts so gerne erfahren als die
über alles emporschwingende Lehre darüber, wo und
wie eines wohlgeübten Menschen Erkennen in der
tiefsten Abgründigkeit an seinem höchsten Ziele enden
soll, so daß erlebte Empfindung mit der Meinung der
Meister zum gleichen Ergebnis komme.«

Er nahm eine erkenntnisreiche Antwort darauf aus den Schriften der Meister; sie entsprach den geheimnisvollen Lehren über diese Frage und lautete also:

»Solch ein edler Mensch strebt durch Einfalt und Müßigkeit dem sinnreichen Worte nach, das der ewige Sohn im Evangelium sprach: ,Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein!‘ Wer nun dieses Wo, von dem der Sohn sprach in Gedanken an seine Menschheit und sein Sterben am Kreuze, wer dieses strenge Wo in der Nachfolge nicht gescheut hat, der mag nach Verheißung einst auch das lustreiche Wo der bloßen Gottheit des Sohnes in geistigen Freuden durch Zeit und Ewigkeit minder und mehr genießen, soweit es dann möglich ist.

Eija, wo ist nun dieses Wo der bloßen Gottheit des Sohnes? Es ist in dem formreichen Lichte der göttlichen Einigkeit; und zwar ist es nach seinem namenlosen Namen aufgefaßt eine Nichtigkeit, nach dem Einwallen eine seiende Stille, nach dem Wiederauswallen und dem, was danach innerlich bleibt, eine Natur der Dreiheit, nach seiner Eigenschaft ein Licht seiner Selbstheit, nach seiner ungeschaffenen Ursächlichkeit ein allen Dingen Leben gebendes Sein. Und in der finstren Gestaltlosigkeit vergeht alle Mannigfaltigkeit, der Geist verliert seine Selbstheit, er vergeht in seiner selbstischen Wirksamkeit. Und dies ist das höchste Ziel und das endlose Wo, in dem aller Geister Geistigkeit endet; darin allzeit verloren sein, ist ewige Seligkeit.

Und damit du dies desto besser begreifst, so erfahre

weiter, daß in dem formreichen Lichte der göttlichen Einigkeit ein im Innern wogendes Quellen des persönlichen Stromes aus der allvermögenden, ewigen Gottheit ist; denn die Dreiheit der Personen ist in der Einheit der Natur, und die Einheit der Natur in der Dreiheit der Personen. Die Einheit hat ihre Wirksamkeit in der Dreiheit, und die Dreiheit hat ihr Vermögen in der Einheit, wie Sankt Augustinus sagt in dem Buche von der Dreifaltigkeit. Die Dreiheit der Personen hat die Einheit als ihr natürliches Wesen in sich geschlossen; darum ist jede Person Gott und, nach der Einfachheit der Natur genommen, Gottheit. Nun leuchtet die Einheit in der Dreiheit auf verschiedene Weise, aber die Dreiheit leuchtet bei der noch inneschwebenden Betrachtung nach dem Wiederauswallen einfältig in der Einheit und hat diese einfältig in sich geschlossen. Der Vater ist ein Ursprung des Sohnes; deshalb ist der Sohn ein Auswallen, ewiglich aus dem Vater geflossen der Person nach und innebleibend dem Wesen nach. Der Vater und der Sohn entgießen ihren Geist. Und die Einheit, die Wesen des ersten Ursprungs ist, ist auch Wesen aller drei Personen. Wie aber die Dreiheit eins sein und die Dreiheit in der Einheit der Natur eins sein und doch die Dreiheit aus der Einheit sein kann, das vermag der Mensch wegen der Einfalt des tiefen Abgrundes nicht in Worte zu bringen.

Hierher in dieses übervernünftige Wo schwingt sich geistend der Geist, bald fliegend vor endloser Höhe, bald

vor grundloser Tiefe schwimmend, durch die hohen Wunder der Gottheit. Und dennoch bleibt der Geist hier in Geistes Art, im Genusse dieser gleich ewigen, gleich gewaltigen, innebleibenden und doch ausfließenden Personen; abgeschieden von allem Gewölke und Gewerbe der niederen Dinge, starrt er die göttlichen Wunder an. Denn was kann ein größeres Wunder sein als die bloße Einheit, in die sich der Personen Dreiheit in Einfalt einsenkt, wo alle Mannigfaltigkeit ihres selbstischen Seins entsetzt wird? Und das ist so zu verstehen, daß der entgossenen Personen Ausgeflossenheit allzeit sich wieder hineinsehnt in desselben Wesens Einheit. Und alle Kreaturen sind nach ihrer innebleibenden Ausgeflossenheit ewig in dem Einen mit gottlebendem, gottwissendem, gottseiendem Sein, wie das Evangelium sagt: *In principio . . .*, was geworden ist, das ist in ihm ewiglich das Leben von ihm.

Diese bloße Einheit ist eine nächtige Stille und eine müßige Muße, die niemand als der allein verstehen kann, in den die Einheit selbst hineinleuchtet. Aus der stillen Muße leuchtet rechte Freiheit ohne alle Bosheit; denn sie gebiert sich in entwordener Wiedergeborenheit; da leuchtet verborgene Wahrheit auf ohne alle Falschheit, und die gebiert sich in der Enthüllung der verhüllten Nacktheit. Denn hier wird der Geist des trüben Lichtes entkleidet, das ihm in menschlicher Weise aus der Offenbarung der Dinge gefolgt war. Das fällt da von ihm ab, denn er fühlt sich jetzt als einen andern



Kopf des Petrus aus dem Friedberger Altar

und mehr als Gottes Eigentum denn zwar im früheren Lichte; so sagte Paulus: „Ich lebe, nicht mehr ich!“ Und so in der Unaussprechlichkeit des einfältigen göttlichen Wesens wird er entkleidet und aller irdischen Werke und Weisen enthoben. Dies Wesen durchleuchtet sich alle Dinge in einfältiger Stille, da wird auch der bleibende Unterschied der Personen und ihre Besonderheit in der einfältigen, weiselosen Weise vergessen. Denn, wie die Schrift sagt, die Person des Vaters, allein genommen, gibt nicht Seligkeit, noch die Person des Sohnes allein, noch die des Heiligen Geistes allein, sondern die drei Personen sich umfangend in Einigkeit des Wesens ist Seligkeit. Und diese Dreieinigkeit ist natürliches und allen Kreaturen gnädiglich Wesen gebendes Wesen der Personen; und sie hat aller Dinge Formen einfach und wesentlich in sich beschlossen. Da sich nun dies formenreiche Licht das Wesen erhält, so sind die Dinge in ihm als seine eigene Wesenheit und nicht als in Gott formende Zufälligkeit; und da es sich alle Dinge durchleuchtet, darum besitzt es Lichtes Eigenschaft. Und also leuchten alle Dinge in dem Wesen mit einer in ihnen schwebenden Stille in des Wesens Einfalt.

Dieses geistige Wo, von dem wir sprechen und in dem ein bewährter Diener mit dem ewigen Sohne wohnen soll, kann man die in sich selbst ruhende, namenlose Nichtigkeit nennen. Da kommt der Geist auf das Nichts der Einheit. Und die Einheit heißt darum ein

Nichts, weil der Geist keine zeitliche Wortweise finden kann, zu sagen, was es sei; aber der Geist empfindet wohl, daß er von einem andern, als was er selber ist, gehalten wird. Darum ist das, was ihn da hält, eher ein Etwas, ein Ichts, als ein Nichts; es ist dem Geiste aber wohl ein Nichts, wenn er sagen soll, was es sei.

Wenn nun der Geist in dieser verklärten, glanzreichen Nächtigkeit wohnt, sich selbst und sein eigen Sein vergessend, so verliert er alles Trennende und alle seine Eigenschaften, wie Sankt Bernhard sagt. Und das geschieht minder und mehr, je nachdem der Geist in dem Leibe oder von dem Leibe aus sich selbst untergegangen und in Gott eingegangen ist. Und dies Sichselbstverlieren ist göttlicher Art, die ihm, ich weiß nicht wie, alle Dinge geworden ist, wie die Schrift sagt. In dieser Entsunkenheit vergeht der Geist, aber doch nicht gänzlich; er gewinnt wohl etliche Eigenschaften der Gottheit, aber er wird doch nicht natürlich Gott; was ihm geschieht, das geschieht durch Gnaden, denn er ist ein Ichts, geschaffen aus Nichts, das ewig bleibt. Soviel sei überdies gesagt, daß mit dem Versinken und in Gott verückt werden auch aus der Seele das zweifelnde Wundern schwindet, in jener Verlorenheit, durch die sie all des Ihrigen entsetzt und nicht mehr um sich selbst wissend in Gottes Sein übersetzt wird. Denn wie die Meister allgemein sagen, wird der Geist durch des göttlichen, lichtreichen Wesens Kraft über sein natürliches Vermögen hinaus in des Nichtes Bloßheit entrückt;

denn dieses Nichts ist aller Weisen von Kreaturen bloß und ledig, hat aber in sich seine eigene Weise, die seiner Wesenheit entspricht. Diese weiselose Weise ist Wesen der Personen; sie halten es in einfacher Weise und mit rechter Durchgründung als ihre Natur umschlossen. Diese Erkenntnis Gottes, wie gesagt ist, entgeistet den Geist; und das geschieht indem Nichts der Einheit durch des Nichts unergründbare Erkenntnis des Nichtes und Hingabe der eigenen Wesenheit; denn da verliert sich der Geist und findet sich selbst nicht mehr und vergißt alle Dinge. Und also geschieht ihm dann, wenn der Geist zuinnerst abgekehrt vom Selbst und von aller Dinge Gewordenheit in die bloße Ungewordenheit der Nichtigkeit vergangen ist.

In diesem einsamen Gebirge des übergöttlichen Wo ist eine alle reinen Geister fühlbar anlockende Abgründigkeit, und da kommt die Seele in die verborgene Ungenantheit und in die wundersame Entfremdung. Und das ist der allen Kreaturen unergründbar tiefe, nur sich selbst ergründbare Abgrund, verborgen allem, das nicht er selbst ist, und nur denen aufgetan, welchen er sich offenbaren will; aber auch diese müssen ihn gelassen suchen und ihn irgendwie durch ihn selbst erkennen, wie die Schrift sagt: Wir sollen da erkennen, gleichwie wir erkannt sind! Diese Erkenntnis hat der Geist nicht aus sich selbst, denn die Einheit in der Dreiheit zieht ihn in sich hinein, in seine wahre, übernatürliche Heimat, wo er über sich selbst in dem wohnt, was ihn

angezogen hat. Da stirbt der Geist, ganz in den Wundern der Gottheit lebend. Dieses Sterben des Geistes liegt daran, daß der Geist in seiner Verzückung das Besondere seiner eigenen Wesenheit nicht mehr wahrnimmt; wenn aber die Verzückung wieder auswallt, so unterscheidet er auch die Dreiheit der Personen, und er läßt ein jedes Ding in seiner Besonderheit das sein, was es ist, wie der Diener in dem Büchlein der Wahrheit klar dargelegt hat. Und merke noch einen Punkt: In jener Verzückung bricht aus der Einheit ein einfaches Licht hervor, und dieses weiselose Licht wird von den drei Personen in die Lauterkeit des Geistes geleuchtet. Vor diesem einbrechenden Strahl entsinkt der Geist sich selbst und aller seiner Selbstheit, er entsinkt auch der Auswirkung seiner Kräfte und wird entwirkt und entgeistet. Und das liegt an dem Einwallen, durch das er aus seiner Selbstheit in das fremde Sein untergegangen ist und sich verloren hat in die Stille der verklärten, glanzreichen Nächtigkeit, in die nackte, einfältige Einigkeit. Und in diesem weiselosen Wo liegt die höchste Seligkeit.«

Die Tochter sprach: »Eija, eija, Wunder! Wie soll man hier hinein kommen?«

Er sprach: »Darauf lasse ich den lichten Dionysius antworten; der sagt zu seinem Jünger: Willst du in das verborgene Geheimnis kommen, so tritt keck hinan und laß fallen deine äußern und inneren Sinne und das eigene Werk deiner Vernunft, alles, was sichtbar oder unsicht-

bar, alles, was Wesen oder Nichtwesen ist; hinan zur einfältigen Einigkeit, in sie sollst du eindringen, unwissend, in das Schweigen, das da über allem Wesen und über aller Meister Kunst ist, mit nacktem Einwallen des abgründigen, einfältigen, reinen Gemütes, hinein in den überwirklichen Abglanz der göttlichen Finsternis! Hier muß alle Fessel entfesselt, alle Dinge müssen gelassen sein, denn in der überwirklichen Dreifaltigkeit der übergotteten Gottheit, in dem verborgenen, überunbekannten, überschimmernden, allerhöchsten Giebel da hört man im raunenden Schweigen Wunder, Wunder; man empfindet da neue, erdabgeschiedene, unwandelbare Wunder in der überlichten, dunklen Nächtigkeit, die doch ein überoffenbarer, lichtreicher Schein ist, in dem alles wiederleuchtet, der die im Dunkel tastende Vernunft überfüllt mit den unbekannten, unsichtbaren, überglänzenden Lichtern.«

Aus der Seuse-Auswahl des »Doms«

ARTHUR SCHOPENHAUER:

MEIN ICH als Leib, als Wille, verliert sich in der unendlichen Zeit, verschwindet im unendlichen Raum, und so auf mein Ich zurücksehend denke ich mit Schauder die zahllosen Welten am Himmel. — Aber indem ich mich besinne und meiner als ewiges Subjekt des Erkennens mir bewußt werde, spreche ich mit Stolz und Sicherheit die unleugbare Wahrheit aus, daß die

Welten meine Vorstellung sind, daß also ich, das ewige Subjekt, der Träger dieses Weltalls bin, dessen ganzes Seyn nichts ist als eine Beziehung auf mich. Wo bleibt der Schauer, wo die Bangigkeit? Ich bin, nichts weiter ist, auf mich gestützt ruht die Welt, in der Ruhe, die von mir ausgeht: wie sollte sie mich schrecken, wie ihre Größe mich entsetzen, die immer nur das Maß meiner eignen sie stets übersteigenden Größe ist! Diese Erkenntniß ist das Gefühl des Erhabenen.

DER GRAF VON PALOMAR

Von Otto Freiherrn von Taube

DER Fremde, der das Gerücht vom Verfall der Seestädte Spaniens und ihrer Häfen auf seiner Meerfahrt längs diesen Küsten nur bestätigt gefunden hatte, meinte, als das Schiff der Reede von X... sich näherte, etwas Überraschendes zu empfinden, etwas Ungewöhnliches zu gewahren. Nicht lag das an den kahlen, graugelben Felsen, die den Ort in hoheitsvollem Bogen umgaben, nicht am bezinnten Maurenkastell, das den Burghügel krönte, mit der weithin leuchtenden rotgelben Spanierfahne; dergleichen hatte er dortzulande schon oft gesehen. Die Häuser vielmehr bewirkten diesen Eindruck, die sich sauber und wohlgehalten — wenigstens nach der Seeseite zu — zeigten, das Gewimmel von Fahrzeugen und Kähnen um die Einfahrt und der Verkehr auf den hübsch bepflanzten Ufern, von denen

aus sich der stattliche neue Anlegedamm ins Meer streckte. Der Fremde setzte das Fernglas an, sich des Anblicks zu vergewissern, welcher seinen bisherigen Landeserfahrungen dermaßen widersprach, als er einen Seemann, der sich an ihm vorüberdrängte, zu einem Mitreisenden sagen hörte: »Wir landen an der Mole des Grafen von Palomar.« — »Sehen Sie diese Mole,« hörte er gleich darauf einen weiteren Schiffsgast zu einem dritten sagen — diese beiden waren Italiener und Händler — »sie hat . . .« — und es folgte eine fabelhafte Zahl von Millionen Peseten — »gekostet.« — »Es ist ein großartiges Geschenk, das der Graf damit seiner Stadt gestiftet hat«, antwortete der Angeredete. »Der ganze Hafen, die ganzen Ufer mit ihren Anlagen sind eigentlich sein Werk«, ergänzte der andere Italiener.

Inzwischen zeigte der mächtige, wogenumschlagene Quaderdamm sich den Anfahrenden immer deutlicher und auf ihm, sich aus Palmen und Blumen über gestaltenbesetztem Marmorsockel hebend, ein erzenes Standbild, das einen Mann in altspanischer Tracht darstellte. »Wer ist das?« fragte der Fremde einen Matrosen, der neben ihm ein Tau aufrollte. »Christoph Columbus«, gab jener zur Antwort. »Wie kommt der hierher?« fragte der Fremde. Der Matrose hatte keine Zeit zu antworten, derjenige aber der Italiener, der ortskundig schien, gab zur Auskunft: »Wie Sie wissen, ist Christoph Columbus zum ersten Male von Palos abgesegelt. Doch will die Sage — und in X . . . ist man

stolz auf sie —, daß er auf der Suche nach einem geeigneten Hafen zuvor sich längere Zeit hier aufgehalten habe. Dieser Überlieferung zu Ehren hat der Graf der Stadt auch dieses Denkmal geschenkt; es ist ein Werk des Armando Bustos von Madrid.« So war es denn nicht nur ein malerischer Anblick, wie so viele in Spanien, es war ein wohlhabender, von Tätigkeit zeugender, belebter, den diese Stadt dem Fremden bot, zugleich aber war seine Einbildungskraft schon überwältigt vom Glanze dessen, was er sich von der Freigebigkeit hatte denken können, mit der jener prächtige Mann am Orte schaltete. Schon verknüpfte er, unwillkürlich, das eine mit dem anderen, indem er all jenes rege Wesen der Wirkung dieses Einzelnen zuzuschreiben sich geneigt fühlte. Und, Schritt für Schritt, Schlag für Schlag, ward er hierin bestärkt, auf immer neue Spuren jenes Namens stoßend, die die Macht, mit der er sich von ihm angerührt fühlte, steigerten. So z. B. hatte er gefragt, wo man an diesem Orte gut absteige, und als Antwort »im Gasthof zum Grafen von Palomar, dem ersten unserer Stadt« vernommen; er hatte, ausgeschifft, die schönen Baumgänge und die Blütenpracht am Hafen bewundert, die ihm als Schöpfungen des Grafen bezeichnet worden waren; nun fuhr er stadtein durch eine ebenso bepflanzte, glänzend gepflasterte, beinahe platzbreite Straße, die, langsam ansteigend, oben wie unten mit je einer schlanken Säule geschmückt war,— und las als deren Namen: »Straße des Grafen von

Palomar«; er wunderte sich über das gänzlich unspanische gute Aussehen der glattgefütterten Mäuler, die die zeltüberspannten Lohndroschken hurtig hin- und herzogen, fragte den Kutscher und erfuhr, der Graf, als er noch Bürgermeister der Stadt gewesen wäre, habe Preise für ordentliche Fuhrwerkhaltung ausgesetzt und bei seinem Abgang vom Amte eine Stiftung hinterlassen, aus der die Belohnungen weitergezahlt würden. »Er ist ein großer Wohltäter«, urteilte der Fremde; der Kutscher erwiderte: »Er vermag das; er ist unglaublich reich.«

Der Gasthof machte dem Namen, den er führte, alle Ehre. Der Eindruck des Vortages auf unseren Fremden erfuhr, was jenen wohltäterischen, angesehenen und wohl auch mächtigen Mann betraf, am folgenden Morgen weitere Verstärkung. Der Reisende hatte den Wirt nach des Ortes Sehenswürdigkeiten gefragt, dieser ihm außer einigen Kirchen den »alten« und den »neuen Palast« empfohlen. Der »alte«, hatte er gesagt, sei der ehemalige Sitz der Maurenstatthalter, den der Graf mit vielen Kosten habe wiederherstellen lassen, um ihn, angefüllt mit bedeutenden Landesaltertümern, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen; er stehe jeden Morgen unentgeltlich offen. Im neuen Palaste befänden sich im Oberstock einige Gemälde; man erhalte die Besichtigungserlaubnis gegen Vorzeigung eines Ausweises im Säulenhof des Gebäudes.

Der Fremde fand im erstgenannten Bau ein fein-

sinnig erneuertes Beispiel jener zierreichen, üppigen, wenn auch echten Europäern stets fremd bleibenden Baukunst; die Sammlungen alter Steinbildwerke, Waffen, Lederarbeiten, Kacheln und Tongeschirre ergaben eine beinahe vollständige Übersicht jener Kunst- und Kunstgewerbebezweige, wiesen wertvollste Einzelstücke auf, erfreuten durch geschmackvolle Anordnung; sie konnten sich neben den allerersten des Königreiches und Englands sehen lassen.

Mit der Empfindung, abermals ein edeles Denkmal der Gesinnung und Wirksamkeit des Vortrefflichen geschaut zu haben, verließ der Fremde das Haus, um sich nach dem neuen Palaste zu begeben. Im verworrenen Gassengeknäuel der Altstadt, die er zu durchqueren hatte, verirrte er sich jedoch; er sah sich nach einem Menschen um, dessen Führung zugleich auch unterhaltsam wäre; da fiel sein Blick auf einen sorgfältig in Schwarz gekleideten Herrn, dessen schmales Antlitz mit dem leicht angegrauten Stutzbarte, der Adlernase und den vornehmen Zügen an die Bildnisse altspanischer Edelleute von der Hand des Greco erinnerte; er trug einen weitkrämpigen weißen Strohhut und führte bei sich ein Rohr mit goldenem Kugelhgriff. Der Fremde sprach ihn an. »Gehen Sie nur mit mir«, entgegnete der Hidalgo. »Ich habe das gleiche Ziel wie Sie.«

Seiner Gepflogenheit nach wäre der Fremde nun gern in ein Gespräch mit dem Einheimischen gekom-

men. Das gelang. Er erfuhr zunächst, — was er bei der Auskunft seines Wirtes überhört hatte, — daß auch der neue Palast eine Schöpfung des Grafen sei. Er habe ihn für sich selber bauen lassen und bewohne ihn. Was gezeigt werde, seien grad seine eigenen Gemächer, die außer einer prächtigen Einrichtung eben jene Gemälde enthielten: einige alte Italiener, Vlāmen, mehr noch Spanier, darunter einen berühmten Christus des »göttlich« zubenannten Meisters Morales. Erfreut, es mit einem gebildeten Herrn zu tun zu haben, tat der Fremde nun endlich auch einige Fragen nach jenem Manne, den er immer häufiger nennen hörte, immer mehr bewundern lernte, und in dem er immer mehr die bewegende Kraft des Ortes erkannte. Der andere teilte mit, der Graf sei schlichtbürgerlich mit dem Geschlechtsnamen Puig y Palau geboren, weshalb auch der Platz, an dem der neue Palast liege, Puig-y-Palau-Platz benannt worden sei; er sei aus beinahe niederen Verhältnissen hervorgegangen und als junger Bursch aus dem betriebsamen Catalonien in diese damals gänzlich tote Stadt zugewandert; als Buchhalter im einzigen Reedereigeschäfte des Hafens, das ohne jegliche Bedeutung gewesen wäre, habe er begonnen, habe es bald darauf selbst in Händen gehabt, habe es vergrößert und sei zu X... nun heimisch geworden, teils, weil man den Schauplatz seines Ringens lieb gewinnt, teils, weil ihn eine Schönheit dort fesselte: Doña Rosario, deren Vater,

ein armer Junker, den adelswürdigen Beruf eines Arztes ausübte, sich aber sträubte, die Tochter einem zu geben, der sich mit dem unchristlichen und niederen Handelserwerbe abgebe. Erst nach des Vaters Tode habe sie sich mit dem bereits begütert gewordenen Manne vermählen können. Aber die Reichtümer Puig y Palaus seien von Tag zu Tag gewachsen, sein Ansehen habe begonnen, erst am Orte, dann in der Provinz, dann im ganzen Reiche zu gelten, zumal er, verständig, großblickend und klar, die Arbeitslust der ganzen Bevölkerung angeregt und Geld nicht nur dem eigenen Schatze, sondern auch dem Säckel der Gemeinde und eines jeden, der sich bemühen wollte, zugeführt habe. Zugleich mit den Gütern, wie der liebenswürdige Herr berichtete, wuchsen auch die Ehren des Vieltätigen: der König ernannte ihn nach einer der Besitzungen, die er erworben hatte, zum Grafen von Palomar mit Grandezza; er ward in den Senat berufen. Als er nach jahrelangem Wirken das Bürgermeisteramt freiwillig niederlegte, war das am Orte ein Trauertag. Denn immer hatte er seine Kräfte um des Wohls und des Glanzes der Stadt willen eingesetzt, wie er auch immer einen Teil seiner Einkünfte gemeinnützig verwendete, nicht nur in späteren Jahren, wo er keine Leibeserben mehr hatte, sondern auch ehemals, zu Lebzeiten Doña Rosarios und des einzigen Sohnes, der zu London, wo er in einer Bank lernte, neunzehn Jahre alt starb.



Ludwig Friedrich Karl Eginhard,
regierender Graf von Erbach - Fürstenau

»Und da Sie so viel Anteil an unserem Grafen nehmen,« schloß der Einheimische den Bericht, »würde, mein' ich, es Ihnen wohl Freude machen, auch das große Krankenhaus zu sehen, das er der Stadt zu eigen gegeben hat. Ich bin darin der Oberarzt,« — er reichte dem Fremden ein Kärtlein, auf dem der Name Dr. Juan Ribera y Mendez zu lesen war, — »ich gehe grad zum Grafen, ihm über gewisse Neu-einrichtungen Vortrag zu halten. Morgen früh, wenn Sie wollen, stehe ich zu Ihren Diensten.«

Sie langten vor dem Palaste an, einem Quaderbau in Florentiner Art, der sich durchaus würdig zeigte. »Wenn Sie noch etwas Hübsches sehen wollen,« sagte der Arzt, eh er die Prunktreppe hinaufstieg, zum Fremden, »so lassen Sie sich bei der Verwaltung im Hofe, von der Sie die Besichtigungserlaubnis des Hauses erhalten, auch die für die Gärten von Sta. Catalina geben. Das ist ein Landgut des Grafen. Die Kirche daneben hat er erneuern und ausschmücken lassen. In der Meierei finden Sie Erfrischungen.«

Wenn der Fremde dem »göttlichen« Morales auch keinen Geschmack abgewinnen konnte, er freute sich an manchen anderen Ölwerken, er freute sich an der Herrschaftlichkeit der Gemächerflucht, die er sich als einen gebieterischen Anblick bei Festbeleuchtung vorzustellen vermochte. Auch das hob seine Bewunderung vor dem Herrn des Hauses und ließ ihm dessen Wesen noch ehrwürdiger erscheinen. »Ein könig-

licher Mann«, sagte er sich. Des Nachmittags unternahm er den Ausflug, zu dem ihm der Arzt geraten hatte. Er ging zu Fuß; nach etwa anderthalb Wegstunden durch Staub und Öde gewahrte er in einem Tale ein anspruchsloses Landhaus, wie in einer Oase gelegen in seinem Garten, der ihm alsbald in belehrender Weise die Anbaumöglichkeiten dieser Landschaft darlegte und zugleich in gefälliger Weise dem Auge schmeichelte. Die Kirche, etwas straßenab gelegen, bewies zwar trotz aller Pracht, daß die Zeit großer Kunst nun einmal vorüber war; dennoch bezauberten ihr blumendurchduftetes Halbdunkel und ihre Stille, in der einige Frauen knieten.

Nachdem er sich in der Meierei erquickt hatte, machte sich der Fremde auf den Heimweg. Es war schon gegen Abend. Da sah er aus dem Ulmengange, der von der Kirche niederführte, einen Barfüßermönch nach der Landstraße zu schreiten; in der Hand hatte er eine Rose, die er von den Gewinden gepflückt hatte, die Baum mit Baum verbanden; er hob sie sich häufig, als wie die Morgenländer, ihren Duft einzuatmen, an die Nase. Der Mönch war nicht nur stattlich an Wuchs und, wie es schien, ausnehmend stark, er hielt sich auch prachtvoll aufrecht. Er griff rüstig aus. Sein Alter mochte an die vierzig sein. Sein schwarzer, auf die Brust wallender Bart war gepflegt; sein Antlitz von jener Marmorhaftigkeit, die unter diesem Himmels-

striche nichts Ungesundes bedeutet; eine rote Narbe lief ihm schräg über die Stirn und teilte die eine Braue. Sein Ausdruck war frank; seine Augen leuchteten.

Der Fremde mäßigte den Schritt, damit die anziehende Erscheinung ihn einhole. In der Tat war der Bruder bald an seiner Seite: »He,« grüßte er mit einer hellen, doch männlichen Stimme, aus der etwas beinahe Herausforderndes klang, »man sieht, Señor, daß Sie Nordländer sind. Ein Herrchen Ihres Standes, wäre er Spanier, hätte außer an Wallfahrtstagen den Weg nach Sta. Catalina nur mit Fuhrwerk zurücklegen wollen.« — »Was ist denn dabei?« lächelte der Fremde, »Sie gehen ja ebenfalls zu Fuß.« — »Wir vom Orden«, entgegnete der Bruder, »sind viel unterwegs zu Fuß. — Doch schon in meinem früheren, weltlichen Leben habe ich mich tüchtig zu Fuß getummelt und in heißeren Ländern als in diesem lauwarmen Spanien. Ich war in Marokko im Krieg.« — »Ich bin«, fuhr er auf einige Zwischenfragen des Fremden hin fort, »dort nicht etwa in Erfüllung der gesetzlichen Dienstpflicht gewesen; ich war Offizier von Beruf. Es ist ein guter Beruf, doch mein jetziger ist noch besser. Offizier, Mönch, sind die einzigen Berufe, für die ich Sinn habe, nicht anders als die alten spanischen Vorfahren.«

»Und wie gefällt Ihnen unser Ländchen?« fragte im weiteren Verlaufe des Gespräches der kriegerische Mönch mit der vom Säbel des Ungläubigen erworbenen Narbe, »wie gefällt Ihnen unser Städtchen?«

Der Fremde war des Lobes voll. Auch enthielt er sich nicht, zu bemerken, in welcher erfreulicher Weise seiner Meinung nach dieser Ort sich von den anderen der Halbinsel unterscheidet; wie er sich durch Fleiß, Tüchtigkeit, Wohlstand auszeichne, und wie doch all dieser Fortschritt wohl nur jenem einen Manne zu verdanken sei, den er sich nicht scheue »groß« zu nennen.

»Größe, Fortschritt?« lachte der Mönch; »wenn diese Entwicklung wirklich eine solche zum Guten wäre, würde auch ich davon reden. Doch ich vergesse: im Norden — in England, wo ich in Ordensangelegenheiten war, in Deutschland, wo diese Ansicht die herrschende zu sein scheint, denkt man in der Tat so: wenn nur jemand Geld ins Land bringe, sei er ein Wohltäter; und wenn es in einem Orte Eingang gefunden, sei das ein öffentliches Glück. Nicht wahr, so denken Sie doch dort? — Bis sich einmal Tatsachen ereignen werden, die die Wahrheit wieder klarstellen.«

»So halten Sie denn das Werk des Grafen nicht für gut? Warum?« warf der Fremde ein; »so halten Sie ihn denn nicht für einen Wohltäter?«

»Meinen Sie wirklich, da Sie von Wohltaten sprechen,« fragte der Mönch dawider, »daß die Menschen hier dank seiner Wirksamkeit glücklicher geworden seien, geschweige denn besser, in welcher letzterem ich erst wahre Wohltäterschaft erkennen würde? Früher herrschte hier viel Armut; das Volk hungerte in den

Straßen und hatte nichts zu beißen. Aber die Hände waren milder, die Herzen fröhlicher; man teilte miteinander und bangte sich trotz all der Dürftigkeit aus ihr nicht hinaus; einige gingen, ohne sich zu erbittern, ganz heiteren Herzens zugrunde; den anderen genügte zur Lust der hierzulande gottlob ja reichliche Sonnenschein. Diese Seelenverfassung ist jetzt am Verschwinden. Zwar hat die Wirksamkeit des Grafen das Volk noch nicht ganz verwandeln können; noch ist maßgebend das alte Geschlecht; doch, von jenem Manne bestimmt, erwächst ein anderes; nach einer Weile wird es überwiegen. Und dann ... Ich setze ein Beispiel: Sollte dem Grafen, was Gott verhüte, heute ein Unglück zustoßen, würde man noch viele um den Trübsalgeschlagenen trauern sehen; nach zehn Jahren wird in ihm keiner mehr den Bruder erkennen; nur für den Reichen, Beneidenswerten wird er gelten; die von ihm bekommen, würden ihm vorrechnen, daß er ihnen noch mehr geben könne; die von ihm gefördert, würden frohlocken, wenn er irgendwie sich schämen müßte; könnten sie an ihm keine Schuld, keine Schande finden, würden sie ihm eine andichten, sie erfinden.«

»Sie reden als Menschenverächter«, sprach der Fremde.

»Beileibe nicht,« sprach der Mönch, »wir Christen wissen nur, und auch die alten Heiden wußten es, daß der Mensch nicht gut ist.«

»So sind Sie dem Grafen feind?« setzte der Fremde fort.

»Wir sind dazu da, die Menschen vor solchen Wohltätern zu beschirmen«, sprach der Mönch. »Darum ringen wir mit ihnen. Sonst sind wir nicht so böse, dem Grafen feind zu sein. Ich weiß, er will das Beste; sein Herz ist nicht unedel; nur sein Geist ist verblendet. Gott kann ihn erleuchten. Und Gott sieht auch das Herz. Doch wir haben es nur zu oft erlebt an solchen Männern, grad wenn sie, wie der Graf, so hoch und so in aller Augen stehen, daß Gott sie auf Erden furchtbar schlägt, ein Beispiel um der anderen willen zu setzen, während er Niedrigere, nicht weil sie besser, doch weil sie verborgener sind, friedlich ableben läßt. Eine Warnung hat der Herr dem Grafen schon gegeben; und was brauchte der auch seinen Sohn nach England zu tun, nur damit er die Kunst des Geldschaffens noch besser lerne und fremde, uns zuwider Sitten lieb gewinne? Der englische Nebel hat Don Paquito getötet. Schließlich, wenn Gott einem nur die Seele rettet, ist es höchst unwichtig, ob das irdische Schicksal des Betroffenen furchtbar werde. Und furchtbar, mein' ich, dürfte das Schicksal des Grafen werden.«

Hätte der Fremde die Empfindung gehabt, daß ein Mensch von geringer Seele zu ihm rede, so wären des Mönches Worte wider den so schätzenswerten Mann an ihm wohl abgeglitten. Aber das freie, gänzlich unfinstere Wesen des Bruders, die sichere, männliche Art,

in der er seine Überzeugung nicht nur aussprach, sondern auch mit einer gewissen heldisch anmutenden Härte wider sich und andere zu verfechten schien, kurz, die Kraft, mit der, und die Tiefe, aus der sein Wort hervorbrach, bewirkten, daß er dem Eindruck seiner Rede nicht entgehen konnte. Namentlich, seit sich die beiden,— bald nachdem sie durchs Stadttor eingegangen,— getrennt hatten, lastete ihre Erinnerung zunehmend über ihm, wie in den Gassen das wachsende Abenddunkel. Sie beunruhigte ihn wie eine düstere Prophezeiung.

Als er am anderen Morgen im Krankenhause vorsprach, fand er am Arzte etwas Unruhiges, Zerstreutes. Zwar entledigte er sich der Führung in liebenswürdigster Weise, doch war dem Fremden, als müsse sich jener all die Zeit irgendeines peinigenden Gedankens wegen beherrschen. In ihm selbst aber war, nachdem er die trefflichen Einrichtungen der menschenfreundlichen Stätte hatte kennen lernen, vollends der früher schon aufgekeimte Entschluß gereift, dem herrlichen Manne nun auch selber zu begegnen; sein Name, die Stellung, die er in seinem nordischen Vaterlande habe, meinte er, berechtigten ihn dazu. Er sprach gegen Ende der Besichtigung dem Arzte seinen Wunsch aus.

Ein Ausdruck der Sorge überflog dessen Antlitz. »Gern hätte ich Sie dem Grafen zugeführt,« sagte er, »doch wissen Sie: als ich mich gestern von Ihnen trennte, zu ihm zum Vortrag zu gehen, war der Mann,

der so pünktlich ist, der niemals warten läßt, nicht zur Stelle. Ich wunderte mich schon gleich. Doch er kam auch nicht nach einer halben Stunde; er kam nicht nach einer Stunde. Ich mußte meiner ordentlichen Pflichten wegen fort und fragte durch Fernsprecher gegen Mittag im neuen Palaste an; er war auch zum Essen nicht heimgekehrt. Er kam auch nicht nachmittags, obwohl dringende Geschäfte seiner harrten. Er blieb weg ganz wider seine Art. Er war auch zur Abendmahlzeit noch nicht zu Hause. Die Unruhe bemächtigte sich seiner Diener, seiner Angestellten; die Unruhe verbreitete sich zu uns in unsere Anstalt. Man begann nachzuforschen; niemand hatte ihn aus dem Hause gehen sehen; er konnte nicht plötzlich fortgehen oder abgereist sein: Wagen und Kraftwagen waren nicht benutzt worden, man hatte ihn weder auf dem Bahnhof noch im Hafen gesehen, wo seine Jacht mit eingerefften Segeln lag; man hatte ihn zu einem Tore weder mit Lohnfuhrwerk ausfahren noch zu Fuß gehen sehen. Immerhin: er mag die Stadt irgendwie verlassen haben; er wandert bisweilen auf eines seiner näher gelegenen Landgüter und nimmt dann kaum etwas mit, weil auf jedem das Feldbett und das Wenige, was er dann braucht, bereitstehen. Allein das Jagdgewehr, von dem er sich auf solchen Ausflügen nie trennt, hing an seinem Flecke. Der Graf ist auch heute früh noch nicht heimgekommen. Wir haben reitende Boten nach allen seinen Gütern ausgesandt; von Sta.

Catalina, von Torejon, von Palomar sind sie schon wiedergekommen. Er ist dort nicht. Andere erwarten wir noch zurück.«

»Sollten ihn Räuber entführt haben und als Geisel aufheben?« fragte der Fremde.

»Ach, gehen Sie,« rief der Arzt beinahe zornig: »Wer, denken Sie im Norden, sind wir denn? Bei unserer vorzüglichen Gendarmerie? — Der letzte Überfall in dieser Gegend geschah in den siebziger Jahren.«

Auf dem Rückwege zum Gasthofe schien es dem Fremden, als drückten die Mienen der Straßengänger Besorgnis oder doch Spannung aus. Vielleicht sei es nur seine eigene Stimmung, die er in sie verlege, sagte er sich, wenn er auch sie von der Frage bewegt wähne, was dem Grafen widerfahren wäre. Im Gasthof aber überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt hatte. Dort war das Verschwinden des Grafen schon bekannt; Bedienung und Gäste redeten nur davon. Nachmittags, in den Kaffeehäusern, zog das Gerücht weitere Kreise. Man hätte überallhin, wo der Graf nur weilen könne, gedrahtet; in der Provinzhauptstadt, wo er oft zu tun habe, sei er nicht gesehen worden. In Barcelona, wo er mitunter Verwandte besuche, wüßten weder diese noch die Geschäftsfreunde etwas von ihm. Gegen Abend kam Nachricht aus Madrid: Aus seinem gewohnten Gasthof: nicht abgestiegen; aus dem Senat: nicht erschienen; aus dem Ministerium für Handel und dem für Ackerbau, in denen er ein- und ausging: nicht

vorgesprochen. »Er ist verunglückt«, — »er hat Hand an sich gelegt«, raunte es, — und schon behaupteten einige: »Er hat Verluste gehabt ... er hat veruntreut ... er hat sich gesund gemacht und ist geflohen ...« — »Auf Kosten der Witwen und Waisen, die ihr Geld ihm anvertrauten«, krächte einer. Der Fremde gedachte des Barfußers.

Die erste Frage des Fremden am folgenden Morgen war: »Gibt es Nachricht vom Grafen?« Nun las man von seinem Verschwinden in den Ortszeitungen, aber auch schon in den eingetroffenen Großstadtblättern.

»Er muß, so er kann, ein Lebenszeichen von sich geben, wenn er aus den Blättern ersehen wird, daß man ihn hier vermißt und daß dumme Gerüchte umgehen«, äußerte der Gastwirt, der anscheinend ihm zugetan war.

Man suchte in Gebüsch, an Felshängen, in der Bucht; man fand nichts. Nun wurde das Ereignis zum einzigen Ortsgespräche. Der überwiegende Teil des Volkes war voll Mitgefühls, kindlichen, reinherzigen; aber an schmälegenden Stimmen fehlte es nicht, sie fanden gehässigen Ausdruck in einem unter Arbeitern gelesenen Blatte; und sie ließen den Fremden abermals des Mönches gedenken. Am fünften Tage, dem Sonntag, redeten auf den Kanzeln davon auch schon die Geistlichen, doch zurückhaltend, nie lieblos dem Verschwundenen gegenüber.

Es war nach all den schönen und milden, frischen

Wochen ein lastender schwerer Tag, der diesem fünften folgte, — der letzte übrigens, den der Fremde seinen Zeitverhältnissen nach zu X ... verbringen durfte; durch die Nacht durch mußte er nach Madrid. Vor Abend schlenderte er einmal noch über die breite, platzartige »Straße des Grafen von Palomar«, unter einem bleiernen, weißen Himmel, aus dem das erlösende Gewitter immer noch nicht niederbrechen wollte; die Blätter des jungen Laubes, die Rosen auf den Beeten waren welk; der Erdboden zwischen ihnen klappte. Ermattet ließ er sich auf einer Marmorbank nieder. Da sah er — wie damals mit dem gleichen aufrechten Gange, der gleichen hohen Stirn und den glänzenden Blicken, wie unangefochten durch die alle Welt niederdrückende Witterung, die gebietende Erscheinung des Klosterbruders vorüberschreiten. Der Fremde hatte keine Lust zu ihm. Der aber, wie er ihn sah, sandte ihm seinen hellen männlichen Gruß. Er klang durch die verdrießliche Stille wie ein Kampftrompetenstoß, beinahe schrill; in seiner Heiterkeit schmerzte er den Dumpfen.

»Unglücksvogel«, wollte der Fremde ihn beschimpfen. Aber er sah; und dies Wesen zwang ihm wider Willen Achtung auf.

Es war eine schlechte Nachtruhe im schwankenden, ungepflegten, engen, von der Tagesschwüle vollgesogenen Abteil, zwischen übelduftenden Leuten, die das

Öffnen der Fenster nicht zuegeben wollten und das Ausdrehen der zu richtiger Beleuchtung nicht ausreichenden Lampe verboten. Der Morgen graute endlich dem Übernächtigen in einer ausgedorrten, braunen Gegend, einem Bergtal, dem die ganze verzweifelte Trauer erstorbener Mondlandschaften, wie er sie sich vorstellen mochte, innewohnte; einige kahle Hochzacken des Umkreises glühten im ersten Licht des Tagesgestirns von einem unfruchtbaren Feuer. Der Zug keuchte noch immer bergan, von der Küste her zum Landinneren steigend. Nun hielt er. Es war ein Bahnknotenpunkt, an dem die Frühausgaben der Hauptstadtblätter kurz zuvor schon eingetroffen waren. Man hörte einen Buben in der Fistel sie auskreischen: »Das Neueste, das Neueste! ... Die Rede des Ministerpräsidenten! ... Das Neueste vom Grafen von Palomar! ... Der Tod des Grafen von Palomar ... Das Neueste, das Neueste ...«

Mit einem Gefühle, halb der Neugierde, halb des Grauens, — oder fröstelte er nur vom Morgen? — rief der Fremde den Buben heran und ließ sich gegen einen Kupfer das Blatt reichen.

Man hatte, wo man ihn nur zu spät gesucht, am Abend zuvor den Grafen verschmachtet in seinem Geldgewölbe aufgefunden. Das Schloß der Eisentür, die er hinter sich zugeworfen hatte, war so widersinnig eingeschnappt, daß er es mit dem Schlüssel nicht hatte aufdrehen können. Seine Hilferufe hatten niemand erreicht. Der Reiche, der über so vieles gebot, war

den Tod des Armen, der Freigiebige, von dem so viele gelebt, den Tod des Geizigen gestorben.

Und der Fremde rechtete mit dem Schicksal, das einem Besten so gelohnt.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN

Moses Mendelssohns Brautwerbung

MENDELSSOHN war klein, stark verwachsen, er hatte einen Höcker auf dem Rücken und stotterte; aber der geistvolle, kluge Kopf entschädigte dafür, wie so oft bei Verwachsenen. Körperliche Schönheit ist ein vortrefflicher Empfehlungsbrief im Umgang mit Menschen, aber mehr nicht, und es sind schließlich andere Eigenschaften, die dauernd fesseln, wie uns Mendelssohn mit seiner großen Beliebtheit in den weitesten Kreisen, mit der unwandelbaren Freundschaft, die ein Lessing für ihn gehabt, beweist. Aber er erfreute sich nicht nur der Zuneigung aller mit ihm in Berührung kommenden Männer, sondern war auch sehr glücklich verheiratet: auf einer Reise nach Hamburg lernte er im Jahre 1762 Fromet, die Tochter des Abraham Gugenheim, kennen und heiratete sie im folgenden Jahre.

Berthold Auerbach berichtet in seinem Buch »Zur guten Stunde« nach mündlicher Überlieferung die Art, wie Moses seine Frau gewonnen habe, folgendermaßen:

Moses Mendelssohn war im Bade Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen. »Rabbi Moses,« sagte dieser eines Tages, »wir alle verehren Sie, aber am meisten verehrt Sie meine Tochter. — Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben; besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg.«

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs Lessing in Braunschweig, wie in dessen Briefen zu lesen.

Mendelssohn kommt nach Hamburg und besucht Gugenheim in seinem Kontor. Dieser sagt: »Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich freuen, Sie zu sehen, ich habe viel von Ihnen erzählt.«

Mendelssohn besucht die Tochter; andern Tags kommt er zu Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmutiges Wesen sei, von ihm gesagt habe?

»Ja, verehrter Rabbi,« sagt Gugenheim, »soll ichs Ihnen ehrlich sagen?«

»Natürlich!«

»Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein großer Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übelnehmen; sie hat gesagt, sie wäre erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie —«

»Weil ich einen Buckel habe?«

Gugenheim nickte.

»Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen.«

Er ging hierauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön miteinander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied, Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie:

»Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?«

»Gewiß, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: Der und Der bekommt Die und Die. Wie ich nun geboren wurde, wird mir auch meine Frau ausgerufen, aber dabei heißt es: Sie wird, leider Gottes, einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gib mir den Buckel, und laß das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein.«

Kaum hat Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich miteinander, und hatten schöne und brave Kinder, von denen noch Nachkommen leben. —

Paris, 2. Juli 1819.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Dir, liebe Fanny, in einem eigenen Briefchen das herzliche Wohlgefallen zu bezeugen, welches mir Deine letzten Briefe gewährt haben; sie sind durchgängig angenehm, ordentlich und leicht geschrieben, und Du hast endlich das Geheimnis gefunden, mir, recht wohl gedacht und gefühlt, über Dich und die Unsrigen zu schreiben — und nicht übers Theater. Je sparsamer ich mit meinem Lobe bin, desto gewissenhafter erteile ich es, wenn ich Veranlassung dazu finde, und Deine Briefe gefallen mir zuerst deswegen, weil sie sind, was sie sein können und sollen, natürlich und liebevoll für deine Umgebungen. Gewiß habe ich Dich auch recht lieb! Noch recht lieb, schreibst Du — ich denke, es soll erst recht anfangen.

Laß Dich Deine Dicke nicht anfechten; es ist eine Ähnlichkeit mehr, die Du mit Mutter hast (und Du kannst ihrer gar nicht genug haben, denn besser als sie wird man nun einmal nicht), die ebenfalls als junges Mädchen sehr stark gewesen ist und es hoffentlich wieder wird. Die Ähnlichkeit mit mir will ich Dir just nicht anpreisen, denn als Frau bin ich höchstens in den Tableaux vivants reizend und an meiner Stelle.

Pauls Geschichte seiner ‚Leiden und Freuden‘ hat uns hier höchlich divertiert; leider habe ich bei Fanny Sebastiani keine Spur von Eifersucht bemerkt; sie liebt ihn sehr uneigennützig.

Gib Beckchen und den Jungen, wenn sie still halten wollen, einen Kuß für mich. Ich wende mich noch an jeden von ihnen mit einigen Worten.

Dein Vater und Freund

A. M. B.

P. S. Du schreibst: ‚M. versichert mich, wenn Du hier gewesen wärest, sei sie nach B. mitgegangen‘ — das ist fehlerhaft, es muß heißen ‚würde sie nach B. mitgegangen sein‘.

Zuerst an Dich, lieber Paul! Mit Deinen beiden letzten Briefen bin ich sehr wohl zufrieden gewesen und danke Dir dafür. Nur drückst Du zu sehr auf — die? oder der? Feder. Frage Mutter, wie es heißt! Laß Dir einige Federn von Herrn Groß schneiden, dann wird sie Dir Onkel Joseph ebenso schneiden; halte die Finger lose und dich gerade. — Ich habe Dir auf Deine Anfragen wegen Deiner Verheiratung mit Mieke nicht gleich geantwortet, weil ich mir die Sache erst überlegen wollte. Nun denke ich, wir lassen es anstehen, bis ich nach Hause komme, damit ich Mieke erst sehe. Wenn sie dann ordentlich gewaschen ist und Du Dich vierzehn Tage lang artig aufführst, so läßt sich von der Sache reden.¹

Du, lieber Felix, mußt recht vernünftig und deutlich schreiben, was Du für Notenpapier haben willst,

¹ Mieke war die vierjährige Tochter des Gärtners, Paul war damals sechs Jahre alt.

Anm. d. H.

ob liniertes oder unliniertes? Im ersten Falle muß Du genau angeben, wie es liniert sein soll; denn da ich in einem Laden war, um welches zu kaufen, fand sich, daß ich gar nicht wußte, was ich eigentlich kaufen sollte. Überlies Deinen Brief, ehe Du ihn abschickst, und frage Dich selbst, ob Du ihn, wenn Du ihn erhieltest, verstehen würdest und eine Kommission darnach besorgen könntest.

Du, Beckchen! hast mir lange nicht geschrieben und kannst Dir einen Brief von mir malen. Wenn ich Dir einen Kuß und einen Nasenstüber — schreibe, so magst Du zufrieden sein. Dein letzter Brief war übrigens geschmiert; vermutlich sind die Meiereifedern daran schuld.

Ich erinnere Mutter an den Exerziermeister für Euch alle. Er findet sich gewiß aufs beste unter den Neufchatellern. Felix soll fleißig aber nur in der Schule schwimmen. Das Verbot des Turnens wird sich auf unsern unschuldigen Platz wohl nicht erstrecken.

Euer Vater und Freund

A. M. B.

Im Jahre 1820 wurde Fanny eingesegnet. Der Einsegnungsbrief ihres Vaters lautet:

Paris.

Du hast, meine liebe Tochter, einen wichtigen Schritt ins Leben getan, und indem ich Dir dazu und zu Deinem fernerem Lebenslauf mit väterlichem Herzen

Glück wünsche, fühle ich mich gedrungen, über manches, was bis jetzt zwischen uns nicht zur Sprache gekommen, ernsthaft zu reden:

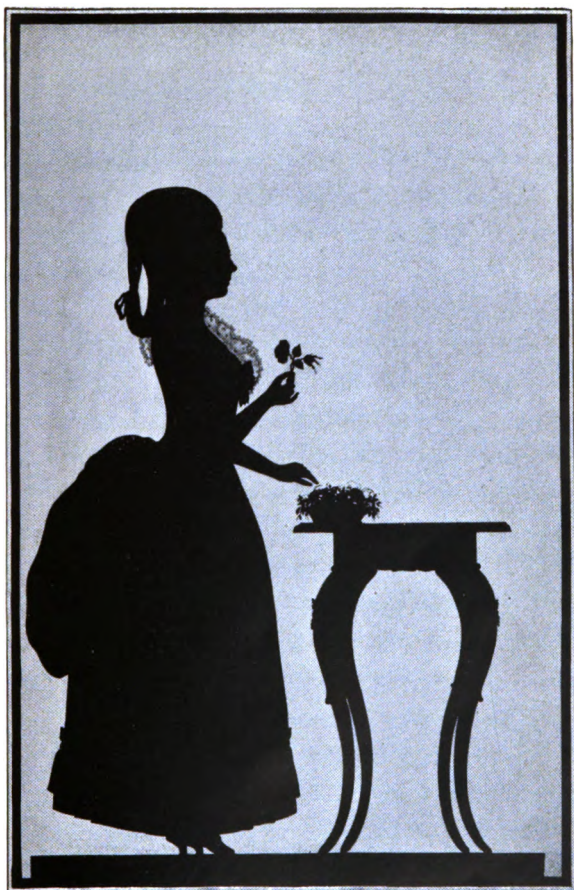
Ob Gott ist? Was Gott sei? Ob ein Teil unseres Selbst ewig sei und, nachdem der andere Teil vergangen, fortlebe? und wo? und wie? — Alles das weiß ich nicht und habe Dich deswegen nie etwas darüber gelehrt. Allein ich weiß, daß es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen gibt, welches uns mahnt und leitet, wenn wir uns davon entfernen. Ich weiß es, glaube daran, lebe in diesem Glauben, und er ist meine Religion. Die konnte ich Dich nicht lehren, und es kann sie niemand erlernen, es hat sie ein jeder, der sie nicht absichtlich und wissentlich verleugnet; und daß Du das nicht würdest, dafür bürgte mir das Beispiel Deiner Mutter, deren ganzes Leben Pflichterfüllung, Liebe, Wohltun ist, dieser Religion in Menschengestalt. Du wuchsest heran unter ihrem Schutz, in stetem Anschauen und unbewußter Nachahmung und Gewohnheit dessen, was dem Menschen einen Wert gibt. Deine Mutter war und ist, und mein Herz sagt mir, sie wird noch lange bleiben Deine und Deiner Geschwister und unser aller Vorsehung und Leitstern auf unserem Lebenspfade. Wenn Du sie betrachtetest, wenn Du das unermessliche Gute, das sie Dir, solange Du lebst, mit steter Aufopferung und Hingebung erwiesen, erwägt und dann in Dankbarkeit,

Liebe und Ehrfurcht Dir das Herz auf- und die Augen übergehen, so fühlst Du Gott und bist fromm.

Dies ist alles, was ich Dir über Religion sagen kann, alles, was ich davon weiß; aber das wird wahr bleiben, solange ein Mensch in der Schöpfung existiert, wie es wahr gewesen, seitdem der erste erschaffen worden.

Die Form, unter der es Dir Dein Religionslehrer gesagt, ist geschichtlich und wie alle Menschengesetzungen veränderlich. Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt ist es die christliche. Wir, Deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judentum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen zu folgen gewußt. Wir haben Euch, Dich und Deine Geschwister, im Christentum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist und nichts enthält, was Euch vom Guten ableitet, vielmehr manches, was Euch zur Liebe, zum Gehorsam, zur Duldung und zur Resignation hinweist, sei es auch nur das Beispiel des Urhebers, von so wenigen erkannt und noch weniger befolgt. —

Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heißest eine Christin. Jetzt aber sei, was Deine Menschenpflicht von Dir fordert, sei wahr, treu, gut, Deiner Mutter, und ich darf wohl auch fordern, Deinem Vater bis in den Tod gehorsam und ergeben, unaus-



Auguste, Pfalzgräfin von Zweibrücken,
geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt

gesetzt aufmerksam auf die Stimme Deines Gewissens, dass sich betäuben, aber nicht berücken läßt, und so wirst Du Dir das höchste Glück erwerben, das Dir auf Erden zuteil werden kann, Einigkeit und Zufriedenheit mit Dir selbst.

Hiermit drücke ich Dich mit väterlicher Innigkeit an mein Herz und hoffe stets in Dir die würdige Tochter Deiner, unserer Mutter zu finden. Leb wohl und meiner Worte eingedenk.

Felix Mendelssohn Bartholdy bei Goethe

Im Herbst 1821 wagte Felix den ersten Ausflug aus dem elterlichen Hause und reiste mit Zelter, dem vertrauten Freunde, nach Weimar, wo er vierzehn Tage im Goetheschen Hause wohnte. Kurz vor seiner Abreise hatte er angefangen, sich im Phantasieren zu üben, und phantasierte in Weimar in Gegenwart Goethes, Hummels, vieler Künstler und des Hofes. Es mögen einige Stellen aus den Briefen folgen, die der damals elfjährige Felix an die Eltern schrieb:

Weimar, den 6. November 1821.

— — Jetzt hört alle, alle zu. Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Händel halb gegeben wurde. Die Orgel ist groß und doch schwach, die Marienorgel ist, obwohl klein, doch viel mächtiger. Die hiesige hat fünfzig Register, vierundvierzig Stimmen und einmal zweiunddreißig

Fuß. Nachher schrieb ich Euch den kleinen Brief vom vierten und ging nach dem Elefanten, wo ich Lukas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: ‚Goethe ist da, der alte Herr ist da!‘ — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum; ist das nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich dann seine interessante Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet hat, und sagte immer: »Hm, hm, ich bin recht zufrieden!; nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebzigjährigen, sondern für einen Fünfzigjährigen. Nach Tische bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!! Nachmittag spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich. Den Abend spielte man Whist, und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: ‚Whist heißt, du sollst das Maul halten.‘ Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun meine liebe, hustende Fanny: gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Goethe, die eine hübsche

Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest, und fragte, ob er sie wohl hören wollte. Er sagte: ja, ja, sehr gerne. Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören.¹

Weimar, den 10. November.

— Montag war ich bei der Frau von Henkel und auch bei Seiner Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzog, dem meine G-Moll-Sonate sehr wohl gefiel. Mittwoch abend war »Oberon« von Wranitzky, eine recht hübsche Oper. Donnerstag früh kamen die Großherzogin und die Großfürstin und der Erbgroßherzog zu uns, denen ich vorspielen mußte. Und nun spielte ich von elf Uhr mit Unterbrechung von zwei Stunden bis zehn Uhr des Abends, und die Phantasie von Hummel machte den Beschluß. Als ich letzt bei ihm war, spielte ich ihm die Sonate aus G-Moll vor, die ihm sehr wohl gefiel, wie auch das Stück für Begasse, und

¹ Goethe dichtete dann für Fanny folgendes Gedicht, das er ihr eigenhändig aufschrieb und Zelter mit den Worten übergab: »Bringen Sie das dem lieben Kinde.«

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig mir erkor —
Möcht ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut —
Ach! aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

für Dich, liebe Fanny. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter vier Stunden selten, zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor‘, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasie gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebensowenig als von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleine Statuen, großen Handzeichnungen usw. usw. hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Professor Zelter mit uns nach Jena und von da aus gleich nach Leipzig. (Bei Schopenhauers sind wir oft, Freitag hörte ich Molke und Strohmeier daselbst, hier auf dem Theater ist eine vierzehnjährige Sängerin, Fanny, die letzt im Oberon D frei faßte, stark und rein, und F hat.) Sonnabend abend war Adele Schopenhauer (die Tochter) bei uns, und wider Gewohnheit Goethe auch den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise, und Adele beschloß, daß wir

alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wiederzukommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird; nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk den Ciceron nach der ersten Catilinarischen Rede. Übrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen, und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so tat alles dies zusammen die gute Wirkung.

Montag um elf Uhr war Konzert bei Frau von Henkel. Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt, mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft um elf, da mußt auch du uns was spielen, so kann ich nicht sagen ‚Nein!‘ —

Aufführung der Matthäus-Passion

(Fanny Mendelssohn Bartholdy an August Klingemann)

Berlin, 22. März 29.

— — Felix schicken wir Ihnen nun bald, er hat sich ein schönes Gedächtnis hier gestiftet durch zweimalige

überfüllte Aufführung der »Passion« zum Besten der Armen. Was wir uns alle so im Hintergrunde der Zeiten als Möglichkeit geträumt haben, ist jetzt wahr und wirklich, die Passion ist ins öffentliche Leben getreten und Eigentum der Gemüter geworden. Indem ich Ihnen davon weiter erzählen will, schiebt sich mir Felixens Reise vor, und die wird wiederum verdrängt durch meine Brautschaft, und in diesem Zirkel von Begebenheiten würde ich keinen Anfang zu finden wissen, wenn ich nicht aufs Geratewohl hineingriffe und sagte: Ihr voriger Brief, in dem Sie so viel, ahnungslos und unbefangen, von den Miseren und Lächerlichkeiten des Brautstandes erzählen, hat uns ungemein ergötzt, und ich versichere Sie, wir haben uns nicht im mindesten getroffen gefühlt. Sie können sich darauf verlassen, daß wir zu den besseren unseres (Braut-) Standes gehören und daß andere Leute dabei bestehen können. Fragen Sie nur meine Geschwister. Ich finde es übrigens gar nicht schwer, äußerlich heiter zu sein, wenn man innerlich vergnügt ist, und sich bei irgendeiner Gelegenheit schicklich zu betragen, wenn man eine leidliche Erziehung genossen hat, und ich bleibe dabei, die aus ‚Gefühl‘ unausstehlichen Brautpaare begreife ich nicht. Übrigens kann und will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Briefe Ihnen Hensel gewonnen haben, der Sie vorher wie die meisten Ihrer entfernten Bekannten nicht kannte. Schließlich und letztens danke ich Ihnen, sich in die Reihe meiner Freun-

dinnen gestellt zu haben, und beteure Ihnen, daß an der Sache nichts geändert wird, wie Ihnen vorläufig meine rasche Antwort beweisen mag. Mein Gedächtnis, so tot für Erlerntes, ist unerschütterlich für Erlebtes, und alle Freunde und Genossen einer frischen Jugendzeit sollen wahrlich durch keine Verhältnisse und Verhängnisse daraus verdrängt werden. Zudem wird unsre Korrespondenz jetzt durch Felixens Aufenthalt dort einen neuen Schwung erhalten, und somit gebe ich Ihnen zu bedenken, welcher breite Schattenstreif in die Sonnenseite meiner Brautzeit fällt. Ich weiß, Sie lieben ihn für sich und ihn, lieben Sie ihn aber noch mehr, da er dort niemand hat, der ihn sonst liebte und Sie der erste und letzte sind, der sich ihm und vor dem er sich zeigen darf und wird. Bereiten Sie ihm manche ruhige Stunde, in der er alte Jahre und neue Augenblicke und tönende Ahnungen künftiger Stunden ausbreite, und lenken Sie das Gespräch oft auf uns, oder vielmehr lenken Sie es nicht ab, denn er wird oft genug mit dem Herzen und einem eigentümlichen feuchtglänzenden Blick bei uns sein. Zur Stunde weiß ich noch nicht, wie es sein wird, wenn er fort ist, aber öde und stumm denke ich mirs, und ich würde mich vor meinem ganzen früheren Leben schämen, wenn Braut- und Ehestand mich gegen diese Leere schützen könnten. Hegen und pflegen Sie ihn (geistig) und lassen Sie ihn für so viele warme Herzen, die er verläßt, eins wiederfinden. — Und nun verzeihen Sie mir, daß ich so

weich vor Ihnen geworden, oder vielmehr, daß ichs so gerade herausgesagt, denn Sie sinds wohl nicht weniger, aber ironischer. Ein schönes Andenken, was wir von ihm hierbehalten, ist sein Bild von Hensel, Lebensgröße, Kniestück; die Ähnlichkeit vollkommen, wie man sie nur wünschen kann, ein wirklich erfreuliches, liebenswürdiges Bild. Er sitzt auf einer Gartenbank, (der Hintergrund eine Fliederpartie aus unserm Garten), den rechten Arm über die Lehne gelegt, den linken auf den Schoß, mit erhobenen Fingern; dem Ausdruck des Gesichts und der Bewegung der Hände zufolge komponiert er. —

Von der Passion also:

Felix und Devrient sprachen schon lange von der Möglichkeit einer Aufführung, aber der Plan hatte nicht Form noch Gestalt, an einem Abend bei uns gewann er beides, und den Tag darauf wanderten die Zwei in neugekauften gelben Handschuhen (worauf sie sehr viel Gewicht legten) zu den Vorstehern der Akademie. Sie traten leise auf und fragten bescheidenlich, ob man ihnen zu einem wohltätigen Zweck wohl den Saal überlassen würde? Sie wollten alsdann, da die Musik wahrscheinlich sehr gefallen würde, eine zweite Aufführung zugunsten der Akademie veranstalten.

Aber die Herren bedankten sich höflich und zogen vor, ein gewisses Honorar von fünfzig Talern zu nehmen und den Konzertgebern die Verfügung über die Einnahmen anheimzustellen. Beiläufig gesagt, kau-

sie noch heut an der Antwort. Zelter hatte nichts dawider einzuwenden, und so begannen die Proben am folgenden Freitag. Felix ging die ganze Partitur durch, machte einige wenige zweckmäßige Abkürzungen und instrumentierte das einzige Rezitativ: »Der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke.« — Sonst ward alles unberührt gelassen. Die Leute staunten, gafften, bewunderten, und als nach einigen Wochen die Proben auf der Akademie selbst begannen, da zogen sie erst die längsten Gesichter vor Staunen, daß solch ein Werk existierte, wovon sie, die Berliner Akademisten, nichts wußten. Als das begriffen war, fingen sie mit wahrem und warmem Interesse an zu studieren. Die Sache selbst, das Neue, Unerhörte der Form interessierte, der Stoff war allgemein ansprechend und verständlich, Devrient trug die Rezitative wunderschön vor; wie alle Sänger schon von den ersten Proben an ergriffen waren und mit ganzer Seele an das Werk gingen, wie sich die Liebe und Lust bei jeder Probe steigerte und wie jedes neu hinzutretende Element, Solosang, dann Orchester, immer von neuem entzückte und erstaunte, wie herrlich Felix einstudierte und die früheren Proben am Fortepiano von einem Ende zum andern auswendig akkompagnierte, das sind lauter unvergeßliche Momente. Zelter, der in den ersten Proben mitgewirkt hatte, zog sich nach und nach zurück und nahm in den späteren Proben, sowie in den Aufführungen mit musterhafter Resignation seinen Sitz unter den Hörern. Nun ver-

breitete sich durch die Akademie selbst ein so günstiges Urteil über die Musik, das Interesse ward in jeder Beziehung und durch alle Stände hindurch so lebhaft angeregt, daß den Tag nach der ersten Ankündigung des Konzerts alle Billetts vergriffen waren und in den letzten Tagen über tausend Menschen zurückgehen mußten. Mittwoch den elften März war die erste Aufführung, die man, unbedeutende Versehen der Solosänger abgerechnet, durchaus gelungen nennen konnte. Wir waren die ersten auf dem Orchester; gleich nach Öffnung der Türen stürzten die Menschen, die schon lange gewartet hatten, hinein, und der Saal war in weniger als einer Viertelstunde voll. Ich saß an der Ecke, daß ich Felix genau sehen konnte, und hatte die stärksten Altstimmen neben mich genommen. Die Chöre waren von einem Feuer, einer schlagenden Kraft und wiederum von einer rührenden Zartheit, wie ich sie nie gehört, außer bei der zweiten Aufführung, wo sie sich selbst übertrafen. In der Voraussetzung, daß Ihnen die dramatische Form noch erinnerlich ist, schicke ich Ihnen ein Textbuch mit, wobei ich bemerke, daß Stümer die Erzählung des Evangelisten, Devrient die Worte Jesu, Bader den Petrus, Busolt den Hohenpriester und Pilatus und Wepppler den Judas sang. Die Schätzel, Milder und Türschmiedt sangen die Sopran- und Alt solos vortrefflich.

Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste Andacht

herrschte in der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Äußerungen des tieferregten Gefühls; was man so oft mit Unrecht von Unternehmungen dieser Art sagt, kann man hier mit wahrem Recht behaupten, daß ein besonderer Geist, ein allgemeines, höheres Interesse diese Aufführung geleitet habe, und daß ein jeder nach Kräften seine Schuldigkeit, manche aber mehr taten. So Rietz, der das Ausschreiben aller Instrumentalstimmen mit Hilfe seines Bruders und Schwagers übernommen und denen Dreien man nach beendeter Arbeit kein Honorar aufzudringen vermochte; die meisten Sänger wiesen die ihnen zugedachten Freibilletts zurück oder bezahlten sie, so daß im ersten Konzert nur sechs Freibilletts waren (wovon Spontini zwei hatte), im zweiten gar keins. Noch vor der Aufführung war durch die vielen, die unberücksichtigt bleiben mußten, das laute Geschrei um eine Wiederholung ertönt, und die Erwerbschulen hatten sich als Supplikanten gemeldet, allein diesmal war Spontini erwacht und bemühte sich mit der größten Freundlichkeit, die zweite Aufführung zu hintertreiben, Felix und Devrient schlugen dagegen den geradesten Weg ein und verschafften sich Befehle vom Kronprinzen, der sich von Anfang an sehr für das Werk interessiert hatte, und so ward es Sonnabend, den einundzwanzigsten März, an Bachs Geburtstag, wiederholt: dasselbe Gedränge, noch größere Fülle, denn der Vorsaal sogar war eingerichtet und alle Plätze verkauft, ebenso der

kleine Probesaal hinter dem Orchester. Die Chöre waren fast noch vortrefflicher als das erstmal, die Instrumente herrlich, nur ein arger Fehler, den die Milder machte, und andre kleinere in den Solostimmen verdarben Felix den Humor, im ganzen kann man aber sagen, daß gute Unternehmungen sich keinen erfreulicheren Erfolg wünschen können.

— — Heine ist hier und gefällt mir gar nicht; er ziert sich. Wenn er sich gehen ließe, müßte er der lebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb, wenn er sich im Ernst zusammennähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen. Sind Ihnen aber Heines Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er einen doch zum elftenmal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie sie es nur den Dichter tut.

Besuch bei Walter Scott

*(August Klingemann und Felix Mendelssohn Bartholdy
an die Familie Mendelssohn)*

Staunendste!

Abbotsford, 31. Juli 29.

Unter uns schnarcht der große Mann — seine Doggen schlafen, und seine gewappneten Ritter wachen — es

ist zwölf Uhr und die süßeste Geisterstunde, die ich je erlebt, denn Miß Scott bereitet die göttlichste Marmelade — die Bäume des Parks rauschen — die Wellen des Tweed flüstern dem Barden die Geschichten der Vorzeit und das Geheimnis der Gegenwart — und Harfentöne, von zarter Hand gegriffen, klingen dazwischen ins fremde, altertümliche Gemach hinein, in das der Gefeierte uns gelagert, — mit wahrerem Hochgeschmack ist überhaupt nie ein Brief begonnen worden, und auf Europa wird sehr herabgesehen. Schon wie wir heut morgen fünf und dreiviertel Uhr aus Edinburgh schlaftrunken abfahren, tönte es närrisch um uns herum — die Stage war schon in Bewegung — ich voran ihr nach — ein Eckensteher — immer ein Highlander hier — brachte sie zum Stehen und rief mit Eifer: Run my man, run my man, it won't wait! Was bedeuten denn ferner vierzig Meilen, wenn man dabei die Quellen des Nil entdeckt? Wir waren in Melrose, Felix fuhr nach Abbotsford, — ich blieb zurück, als einer ohne letter of Introduction, der nachkommen könne, wenn der Walter den andern durchaus nicht fahren lassen wollte. Melrose Abbey ist eine Ruine, voll Erhaltung und Unterhaltung, der König David (von Schottland) und der Zauberer Scott (Michael, nicht Walter) sind da in Stein, und die ganze Gegend ist von Sagen und alten Feenreigen durchwoben — Thomas the Rymer und die Feenkönigin haben im dunkeln Glen, etwas weiter hinauf, Tänze gehalten,

und sogar im Kastellan springt noch was davon, wenn er wie ein Gems auf die höchsten Pfeilerruinen klettert. Man wird so hungrig in solchen Ruinen, die einem durch Kontrast zuletzt sehr die Gegenwart auf die Nase stoßen, daß ich mich in die Kneipe zurückzog zu Brot und Käse und Ale und einer Zeitung — so lag ich genießend und ruhend auf dem Sofa — da kam die Kutsche zurück, man stürmte in unser Zimmer; ich dachte nur an Felix und sagte Skurriles. Da unterschied ich einen ältlichen Mann: O Sir Walter! rief ich aufspringend und fügte errötend, entschuldigend hinzu: Nur ähnliche Kupferstiche entschuldigen ähnliche Vertraulichkeit! »Never mind!« so erwiderte er, der so sehr als breit verrufene, kurz, — »werter zukünftiger Parnaßbruder und Historien Romancier, ich freue mich Ihrer Begegnung: Ihr Freund hat mir schon und schön ausinandergesetzt, was und wieviel Sie alles noch schreiben werden, wo nicht geschrieben haben!« Dabei wurden Hände aus und wieder eingeschwenkt, und wir alle zogen im überseligen Taumel nach Abbotsford. Noch heute abend schrieben Felix und ich Töne und Verse in ein großes Stammbuch mit Zittern, ich folgendes:

Hohe Berge steigen himmelaufwärts,
Und die Moore liegen rabenschwarz dazwischen,
Felsen, Schluchten, Schlösser, Trümmer reden von
uralter Vergangenheit,
Und sinnverwirrend umrauscht es die Neuen,

Die davon träumen, ohne es zu verstehen. —
Aber an den Pforten des Landes wohnt einer,
Der, ein Weiser, der Rätsel kundig ist
Und der alles Alte neu ans Licht bringt —
Nun ziehen die Frohen
Und rauschen und lauschen
Und reisen und weisen,
Verstehen und sehen
Die Felsen und Schluchten und Schlösser und
Trümmer. —
Der Weise aber hebet noch immer die Schätze
Und münzt sie ein in goldne, klingende Batzen!
Dies zum Andenken von usw. usw.

[Nachschrift von Felix:] Klingemann lügt oben wie gedruckt. Wir fanden Sir Walter Scott im Begriffe, Abbotsford zu verlassen, sahen ihn an wie ein neues Tor, fuhren achtzig Meilen und verloren einen Tag um eine halbe Stunde unbedeutender Konversation, Melrose tröstete wenig, wir ärgerten uns über große Männer, über uns, über die Welt, über alles. Der Tag war schlecht. Heut war ein Tag!! Wir haben des Gestern vergessen und lachen darüber.

*Aus dem Buche »Die Familie Mendelssohn«,
dessen neue Ausgabe im Insel-Verlag erscheint.*

AUS DEM ÄLTESTEN FAUST-BUCH

Gedruckt zu Frankfurt am Main 1587

durch Johann Spies

*Doct. Faustus ein Artzt
und wie er den Teuffel beschworen hat*

WIE obgemeldt worden / stunde D. Fausti Datum dahin / das zulieben / das nicht zu lieben war / dem trachtet er Tag und Nacht nach / name an sich Adlers Flügel / wolte alle Gründ am Himel und Erden erforschen / dann sein Fürwitz / Freyheit und Leichtfertigkeit stache unnd reizte ihn also / daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres un̄ coniurationes, damit er den Teuffel vor sich möchte fordern / ins Werck zusetzen / und zu probiern im fürname. Kam also zu einem dicken Waldt / wie etliche auch sonst melden / der bey Wittenberg gelegen ist / der Spesser Wald genandt / wie dann D. Faustus selbst hernach bekandt hat. In diesem Wald gegen Abend in einem vierigen Wegschied machte er mit einem Stab etliche Circkel herumb / und neben zween / daß die zween / so oben stunden / in grossen Circkel hinein giengen / Beschwure also den Teuffel in der Nacht / zwischen 9. unnd 10. Uhrn. Da wirdt gewißlich der Teuffel in die Faust gelacht habē / und den Faustum den Hindern haben sehen lassen / un̄ gedacht: Wolan / ich wil dir dein Hertz unnd Muht erkühlen / dich an das Affenbäncklin setzen / damit mir nicht allein dein Leib / sondern auch dein Seel zu Theil werde / un̄ wirst eben der recht seyn / wohin ich nit

So der Enndtist erschlagen wirt. So spreche sein diener si habē
weder got noch herren · vnd leben dann süntlich vnd nach lust des leibs
Doch werden in verthien xxv ingr. Ob sy wellen retv enpfahen. Das
sint auch geschriben in Compendio theologie



Aus dem Blockbuch »Der Antichrist«

(wil)ich dich meinen Bottensenden / wie auch geschach /
unnd der Teuffel den Faustum wunderbarlich öffet unnd
zum Barren bracht. Denn als D. Faustus den Teuffel
beschwor / da ließ sich der Teuffel an / als wann er nicht
gern an das Ziel und an den Reyen käme / wie dann
der Teuffel im Wald einen solchen Tumult anhub /
als wolte alles zu Grund gehen / daß sich die Bäum
biß zur Erden boge / Darnach ließ der Teuffel sich an /
als wann der Waldt voller Teuffel were / die mitten
und neben deß D. Fausti Circkel her bald darnach er-
schienen / als wann nichts denn lauter Wägen da weren /
darnach in vier Ecken im Wald giengen in Circkel zu /
als Boltzen und Stralen / dann bald ein grosser Büchsen-
schuß / darauff ein Helle erschiene / Und sind im Wald
viel löblicher Instrument / Music unnd Gesäng gehört
worden / Auch etliche Tántze / darauff etliche Thurnier
mit Spiessen und Schwerdtern / daß also D. Fausto die
weil so lang gewest / daß er vermaynt auß dem Circkel
zu lauffen. Letztlich faßt er wider ein Gottloß und ver-
wegen Fürnemen / und beruhet oder stunde in seiner
vorigen condition, Gott geb / was darauß möchte folgen /
hube gleich wie zuvor an / den Teuffel wider zu be-
schweren / darauff der Teuffel ihm ein solch Geplerr
vor die Augen machte / wie folget: Es ließ sich sehen /
als wann ob dem Circkel ein Greiff oder Drach schwe-
bet / und flatterte / wann dann D. Faustus seine Be-
schwerung brauchte / da kirrete das Thier jämmerlich /
bald darauff fiel drey oder vier klaffter hoch ein feu-

riger Stern herab / verwandelte sich zu einer feuwrigen Kugel / deß dann D. Faust auch gar hoch erschracke / jedoch liebete im sein Fürnemē / achtet ihms hoch / daß ihm der Teuffel unterthänig seyn solte / wie denn D. Faustus bey einer Gesellschaft sich selbst berühmet / Es seye ihm das höchste Haupt auff Erden unterthänig und gehorsam. Darauff die Studenten antwortetē / sie wüßten kein höher Häupt / denn den Keyser / Bapst oder König. Drauff sagt D. Faustus / das Häupt / das mir unterthänig ist / ist höher / bezeugte solches mit der Epistel Pauli an die Epheser / der Fürst dieser Welt / auff Erden und unter dem Himmel / etc. Beschwur also diesen Stern zum ersten / andern / und drittenmal / darauff gieng ein Feuerstrom eines Manns hoch auff / ließ sich wider herunder / unnd wurden sechs Liechtlein darauff gesehen / Einmal sprang ein Liechtlin in die Höhe / denn das ander hernider / biß sich enderte und formierte ein Gestalt eines fewrigen Manns / dieser gieng umb den Circkel herumb ein viertheil Stund lang. Bald darauff endert sich der Teuffel und Geist in Gestalt eines grauwen Münchs / kam mit Fausto zusprach / fragte / was er begerte. Darauff war D. Fausti Beger / daß er morgen umb 12. Uhrn zu Nacht ihm erscheinen solt in seiner Behausung / deß sich der Teuffel ein weil wegerte. D. Faustus beschwur ihn aber bey seinem Herrn / daß er im sein Begern solte erfüllen / und ins Werck setzen. Welches im der Geist zu letzt zusagte / und bewilligte.

Am weissen Soñtag von der bezauberten Helena

Am weissen Soñtag kamen oftgemeldte Studentē vn-
versehēs wider in D. Fausti behausung zū Nachtessen/
brachten ihr Essen und Tranck mit sich / welche an-
geneme Gäst waren. Als nu der Wein eingieng / wurde
am Tisch von schönē Weibsbildern geredt / da einer
under inen anfieng / daß er kein Weibsbildt lieber sehen
wolte / dan die schöne Helenā auß Græcia, derowegen
die schöne Statt Troia zu grund gangen were / Sie müste
schön gewest seyn / dieweil sie irem Mann geraubet
wordē / und entgegen solche Empörung entstandē were.
D. Faustus antwurt / dieweil ihr dann so begirig seidt /
die schöne gestalt der Königin Helenæ, Menelai Hauß-
fraw / oder Tochter Tyndari un Lædæ, Castoris un
Pollucis Schwester (welche die schönste in Græcia ge-
wesen seyn solle) zusehen / wil ich euch dieselbigē für-
stellen / damit ihr Persönlich iren Geist in form un
gestalt / wie sie im Leben gewesen / sehen sollet / der-
gleichen ich auch Keyser Carolo Quinto auff sein be-
gerē / mit fürstellung Keyzers Alexandri Magni und
seiner Gemählin / willfahrt habe. Darauff verbote D.
Faustus / daß keiner nichts reden solte / noch vom Tisch
auffstehen / oder sie zuempfangen anmassen / un gehet
zur Stuben hinauß. Als er wider hinein gehet / folgete
im die Königin Helena auff de Fuß nach / so wunder
schön / daß die Studenten nit wusten / ob sie bey ihnen
selbsten weren oder nit / so verwirrt und innbrünstig
waren sie. Diese Helena erschiene in einem köstlichen

schwartzen Purpurkleid / jr Haar hatt sie herab hangen /
dz schön / herrlich als Goldfarb schiene / auch so lang /
daß es jr biß in die Kniebiegen hinab gieng / mit schön-
nen Kollschwartzten Augen / ein lieblich Angesicht /
mit einem runden Köpfflein / jre Lefftzen rot wie Kir-
schen / mit einē kleinen Mündlein / einen Halß wie ein
weisser Schwan / rote Bäcklin wie ein Rößlin / ein über-
auß schön gleissend Angesicht / ein länglichte auff-
gerichte gerade Person. In summa / es war an jr kein
untädlin zu finden / sie sahe sich allenthalben in der
Stuben umb / mit gar frechem und bübischem Gesicht /
daß die Studenten gegen jr in Liebe entzündet waren /
weil sie es aber für einen Geist achteten / vergieng
jhn solch Brunst leichtlich / und gieng also Helena
mit D. Fausto widerumb zur Stuben hinauß. Als die
Studenten solches alles gesehen / baten sie D. Faustum /
er solte jhn so viel zugefallen thun / unnd Morgen
widerumb fürstellen / so wolten sie einen Mahler mit
sich bringen / der solte sie abconterfeyten / Welches
jhn aber D. Faustus abschlug / und sagte / daß er jhren
Geist nicht allezeit erwecken könnte. Er wolte ihnen
aber ein Conterfey darvon zu kommen lassen / welches
sie die Studenten abreissen möchten lassen / welches
dan auch geschahe / und die Maler hernacher weit hin
und wider schickten / dann es war ein sehr herrlich
gestalt eins Weibsbilds. Wer aber solches Gemäld
dem Fausto abgerissen / hat man nicht erfahren können.
Die Studentē aber / als sie zu Betth kommen / haben

sie vor der Gestalt und Form / so sie sichtbarlich gesehen / nicht schlaffen können / hierauß daß zusehen ist / daß der Teuffel oft die Menschen in Lieb entzündt und verblendt / daß man ins Huren Leben geräth / un hernachernit leichtlich widerumb herauß zu bringen ist.

I M H E R B S T

Von Ricarda Huch

DER Herbst spinnt Seide um die fernen Wälder
Und rührt mit Zauber alles an.

Der blasse Weg, die Stoppelfelder,

Sie werden weit, weit, wie der blaue Tann.

Die Luft ist weich wie junger Lämmer Vlies.

Kein Mäuschen raschelt, keine Frucht fällt ab,

Kein Räderrollen, schwerer Pferde Huf,

Kein Schritt am Wanderstab.

Wie leicht! Wie süß!

Traum ward das Leben und Erinnerung,

Ein Bild: ich selbst inmitten, wieder jung,

Und halt an meiner Hand ein lockig Kind

Und horch auf einen Ruf — — —

Das Einst ist ewig und das Heut zerrinnt.

A D O L F

Erzählung von D. H. Lawrence

ALS wir noch Kinder waren, arbeitete unser Vater oft in der Nachtschicht. Es war einmal zur Frühlingszeit als er, wie gewöhnlich schwarz und müde, nach Hause kam, während wir grade in unseren Nachtkitteln noch unten waren. Da trafen sich Morgen und Abend von Angesicht zu Angesicht, und das Zusammentreffen war nicht immer glücklich. Vielleicht war es meinem Vater schmerzlich, uns den Tag so fröhlich beginnen zu sehen, in den er sich schmierig und ermüdet hineinschleppte. Er mochte in dem morgendlichen Frühlingssonnenschein gar nicht gern zu Bett gehen.

Zuweilen aber war er glücklich, und zwar wegen seines langen Ganges durch die taufrischen Felder im ersten Tageslicht. Er liebte den weitoffenen Morgen, die Klarheit und den Luftraum nach einer Nacht im Stollen. Jeden Vogel beobachtete er, jede Regung in dem zitternden Grase, antwortete auf jeden Kiebitzpfeiff und zwitscherte jedem Zaunkönig zu. Wäre es ihm nur irgend möglich gewesen, er hätte in einer für Menschen nicht verständlichen Sprache wiedergepfeiffen und gezwitschert. Was nicht mit Menschen zu tun hatte, war ihm am liebsten.

Eines sonnigen Morgens saßen wir alle um den Tisch, als wir seinen schweren Schritt schlürfend den Hauseingang heraufkommen hörten. Wir wurden unruhig.

Seine Gegenwart wirkte immer störend, hemmend. Dunkel schritt er am Fenster vorüber, wir hörten, wie er in die Spülküche ging und seine Blechflasche hinsetzte. Aber da kam er auch schon in die Küche. Sofort fühlten wir, er habe uns etwas mitzuteilen. Niemand sprach. Einen Augenblick beobachteten wir sein schwarzes Gesicht.

»Gib mir was zu trinken«, sagte er.

Hastig schenkte meine Mutter ihm seinen Tee ein. Er machte sich daran, ihn in die Untertasse zu gießen. Aber anstatt zu trinken, setzte er plötzlich etwas auf den Tisch mitten zwischen die Teetassen. Ein winziges braunes Kaninchen. Ein kleines Kaninchen, ein verschwindendes Etwas saß da an das Brot gelehnt, so still, als wäre es künstlich.

»Ein Kaninchen! Ein junges! Wer hat dir das gegeben, Vater?«

Aber er lachte nur rätselhaft mit einer gleitenden Bewegung seiner gelb-grauen Augen und machte sich daran, sich den Rock auszuziehen. Wir fielen über das Kaninchen her.

»Ist es lebendig? Kann man sein Herz schlagen fühlen?«

Mein Vater kam wieder und setzte sich schwer in seinen Armsessel. Er zog seine Untertasse heran und pustete seinen Tee, wobei sich seine roten Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart vorschoben.

»Wo hast du das her, Vater?«

»Ich habs aufgekriegt«, sagte er, sich mit dem nackten Unterarm über Mund und Bart wischend.

»Wo?«

»Ist es ein wildes?« kam meiner Mutter rasche Stimme.

»Ja.«

»Warum hast du's dann mitgebracht?« rief meine Mutter.

»Ach, wir wünschten uns doch eins«, entgegneten unsere Stimmen.

»Jawohl, das kann ich mir wohl denken«, wandte meine Mutter ein. Aber sie ging unter in dem Lärm unserer Fragen.

Auf dem Feldwege hatte mein Vater ein totes Mutterkaninchen gefunden mit drei toten Kleinen — dies eine noch lebendig, aber unbeweglich.

»Was hat sie denn wohl umgebracht, Vätting?«

»Kann ich nicht sagen, mein Junge. Hat wohl irgendwas gefressen, denke ich.«

»Warum hast du es denn mitgenommen!« ließ sich meiner Mutter abwehrende Stimme wieder hören. »Du weißt doch, wie es gehen wird.«

Mein Vater gab keine Antwort, aber wir erhoben lauten Einspruch.

»Er mußte es doch mitnehmen. Es ist doch noch nicht groß genug, um alleine leben zu können. Es wäre doch gestorben«, riefen wir.

»Ja, und jetzt stirbt es auch. Und dann geht das Geheule wieder los.«

Meine Mutter war nun mal gegen das Trauerspiel toter Lieblinge. Uns sank das Herz.

»Das stirbt doch nicht, Vater, nich? Warum denn wohl? Das tut es nicht.«

»Ich glaubs nicht«, sagte mein Vater.

»Du weißt recht gut, daß es das doch tut. Haben wir das nicht alles schon früher durchgemacht —!« sagte meine Mutter.

»Jedesmal quälen se sich doch nicht zu Dode«, erwiderte mein Vater verdrießlich.

Aber meine Mutter erinnerte ihn an andere kleine wilde Tiere, die er mitgebracht hatte, die sich voller Gram geweigert hatten weiterzuleben und Stürme von Tränen und Kummer über unser Haus von Wahnsinnigen gebracht hatten.

Unruhe überkam uns. Das kleine Kaninchen saß uns auf dem Schoße, unbeweglich, die Augen weitoffen und dunkel. Wir brachten ihm Milch, warme Milch, und hielten sie ihm an die Nase. Es saß so still, als wäre es ganz weit weg, tief unten in einem Bau verborgen, ganz unsichtbar. Wir feuchteten ihm die Schnauze und die Spürhaare mit Milchtropfen an. Es gab kein Zeichen von sich, schüttelte nicht einmal die nassen, weißen Tropfen ab. Eines begann bereits insgeheim ein paar Tränen zu vergießen.

»Habe ichs nicht gesagt?« rief meine Mutter. »Nimm es und setze es auf dem Felde aus.«

Ihr Befehl nützte nichts. Wir wurden nach oben

getrieben, um uns zur Schule anzuziehen. Da saß das Kaninchen. Es war wie ein winziges, dunkles Wölkchen. Während wir es so beobachteten, starb die Aufregung allmählich in unserer Brust dahin. Es nutzte nichts, es lieb zu haben, sich um es zu grämen. Seine kleinen Gefühle lagen alle im Hinterhalt verborgen. Sie mußten überlistet werden. Liebe und Zuneigung waren ihm gegenüber sündhaft. Als ein kleines Wesen der Wildnis verstummte es, erstickte es nur um so mehr, je näher wir ihm in seiner Zurückhaltung mit unserer Liebe kamen. Wir durften es nicht lieb haben. Wir mußten es seinem eigenen Dasein zuliebe überlisten.

So gab ich Mutter und Schwestern dementsprechenden Befehl: Das Kaninchen durfte nicht angeredet werden, nicht mal angesehen. Ich hüllte es in ein Stück Flanell, setzte es in dem kalten Wohnzimmer in eine dunkle Ecke und stellte ihm ein Tassenschälchen mit Milch vor die Nase. Meiner Mutter wurde untersagt, das Wohnzimmer zu betreten, während wir in der Schule waren.

»Als ob ich mich um euren Unsinn scherte«, rief sie beleidigt. Und doch habe ich meine Zweifel, ob sie sich wohl in das Wohnzimmer hineingetraut hat.

Als wir mittags nach der Schule in das Vorderzimmer hineinkrochen, erblickten wir das Kaninchen still und unbeweglich in seinem Stück Flanell. Seltsame graubraune Teilnahmslosigkeit am Leben, immer noch lebendig! Das war ein böses Rätsel für uns.

»Warum will es wohl seine Milch nicht, Mutter?« flüsterten wir. Unser Vater schlief.

»Es grämt sich lieber das Leben ab, dummes, kleines Dings.« Ein tiefes Rätsel. Grämt sich lieber das Leben ab! Wir hielten ihm junge Butterblumenblätter an die Nase. Die Sphinx war nicht weltvergessener.

Um die Teezeit war es jedoch aus seinem Flanell ein paar Zoll hervorgehopst und saß uneingehüllt da, ein greifbares kleines Wölkchen von Schweigsamkeit, braun, die Spürhaare unbeweglich. Nur die Seiten zitterten ihm leise vor innerem Leben.

Die Dunkelheit nahte, mein Vater ging zur Arbeit. Das Kaninchen war immer noch unbeweglich. Stumme Verzweiflung kam allmählich über die Schwestern, vordem Zubettgehen drohte es noch Tränen. Die Wolken von meiner Mutter Ärger ballten sich zusammen, während sie über meines Vaters Leichtfertigkeit brummelte.

Abermals wurde das Kaninchen in das alte Grubenhemd eingewickelt. Nun aber wurde es in die Spülküche getragen und unter die kupferne Feuerstelle gesetzt, damit es glauben sollte, es säße in seinem Bau. Die Tassenschälchen wurden hier und da auf dem Fußboden verteilt, vier oder fünf, so daß, wenn das kleine Geschöpf am Ende herumhoppelte, es jedenfalls auf Nahrung stoßen mußte. Hierauf wurde meiner Mutter noch erlaubt, sich, was sie nötig hatte, aus der Spülküche herauszuholen, und dann wurde ihr verboten, die Tür aufzumachen.

Als der Morgen kam und es hell wurde, ging ich nach unten. Beim Öffnen der Spülküchentür hörte ich ein leises Wühlen. Dann bemerkte ich überall auf dem Fußboden Milchspuren und in den Untertassen kleine Kaninchenpillen. Und dort war der Übeltäter, dessen Ohrspitzen hinter einem Paar Stiefel hervorsahen. Ich sah vorsichtig zu ihm hinüber. Helläugig und lauernd saß er da, mit der Nase zuckend und mich beobachtend, während er mich gar nicht ansah.

Er war lebendig — sehr lebendig. Aber trotzdem hüteten wir uns davor, uns in sein Vertrauen einzudrängen.

»Vater!«, Vater wurde an der Tür festgehalten,
»Vater, das Kaninchen lebt.«

»Da wett ich euer Leben drauf«, sagte mein Vater.

»Sei vorsichtig, wenn du hineingehst.«

Abends indessen war das kleine Geschöpf zahm, ganz zahm. Es wurde Adolf getauft. Wir waren bezaubert von ihm. Richtig lieb haben konnten wir ihn nicht, weil er bis zuletzt wild und lieblos blieb. Aber er war ein ungemischtes Entzücken.

Wir beschlossen, er wäre zu klein, um in einem Stalle zu leben — er sollte frei im Hause leben. Meine Mutter erhob Einspruch, aber umsonst. Er war ja so winzig. So behielten wir ihn oben, und er dröppelte uns seine kleinen Pillen aufs Bett, und wir waren entzückt.

Adolf war sofort ganz zu Hause. Er durfte frei im

Hause herumlaufen und war vollkommen glücklich, bei all seinen Röhren und Löchern hinter den Möbeln.

Gern nahmen wir ihn zu den Mahlzeiten mit. Dann pflegte er auf dem Tische zu sitzen und den Buckel krumm zu machen, während er seine Milch aufleckte und seine Spürhaare und die zarten, kleinen Ohren schüttelte, und er hopste herum und hoppelte immer wieder zu seiner Untertasse, mit einer Miene, als wäre ihm alles schnuppe. Plötzlich wurde er munter. Er hoppelte ein paar winzige Schritte, und setzte sich dann bei der Zuckerdose wie fragend aufrecht. Er zappelte mit den winzigen Vorderpfötchen, reckte sie vor und legte sie auf den Rand der Dose, während er den dünnen Hals vorüberbeugte und hineinschaute. Seine Spürhaare zitterten dem Zucker entgegen, und er setzte alles dran, ein Stück herauszuholen.

»Meint ihr, ich dulde so was! Viecher in der Zuckerdose!« rief meine Mutter mit einem Schlag ihrer Hand auf den Tisch.

Was den elektrischen Adolf so entzückte, daß er das Hinterviertel hochwarf und eine Tasse dabei umschmiß.

»Das ist deine eigene Schuld, Mutter. Hättest du ihn in Ruhe gelassen —.«

Er fuhr fort, mit uns Tee zu trinken. Warmen Tee mochte er wirklich gern. Und Zucker liebte er. Sobald er ein Stück aufgenibbelt hatte, wandte er sich der Butter zu. Von der wurde er aber durch unsere Mutter weggeschucht. Sehr bald lernte er indessen,

ihr Gescheuche mit Gleichgiltigkeit zu behandeln. Aber sie konnte es nun mal nicht leiden, wenn er seine Nase ins Essen steckte. Und das tat er zu gern. Und so warfen sie eines Tages gemeinsam den Sahnetopf um. Adolf bekam die Sintflut über seine kleine Brust, sauste schreckerfüllt rückwärts, wurde von Mutter bei seinen kleinen Ohren gepackt und flog auf die Herdmatte hinunter. Hier schauerte er in augenblicklichem Unbehagen zusammen und fuhr plötzlich in wilder Flucht von dannen ins Wohnzimmer.

Hier waren seine glücklichen Jagdgründe. Besonders gern hatte er die üble Angewohnheit, an gewissen kleinen Zeugflicken in der Herdmatte herumzunibbeln. Wurde er von dieser Weide verjagt, so zog er sich unter das Sofa zurück. Von dort blinzelte er in buddhistischer Versunkenheit hervor, bis er plötzlich, niemand wußte warum, wie eine Weckuhr losging. Mit einem bumpsenden Ruck sauste er wie ein Wirbelsturm aus dem Zimmer, und mit fliegenden Ohren gings durch den Hauseingang. Dann konnten wir ihn mit einem Male wie ein Donnerwetter ins Wohnzimmer fegen hören, aber bevor wir ihm folgen konnten, blitzte Adolfs wildes Wesen auf den Flügeln eines elektrischen Windes an uns vorüber, der ihn rund um die Spülküche und wieder hinaustrug, ein verrücktes, kleines Dings, eine Kugel, die wie besessen im Wohnzimmer herumfuhr. Nach einem solchen Überschäumen pflegte er dann ruhig und weltenfern in einer Ecke sitzen zu

bleiben, in tiefsinniger Abgeschlossenheit mit den Spürhaaren wackelnd. Und daß wir ihn etwa wegen seines plötzlichen Losbrechens befragten, nützte gar nichts. Er ging eben los wie eine Flinte, und war nachher so ruhig wie eine Flinte, die noch leise raucht.

Ach, er wuchs sehr rasch heran. Es wurde fast unmöglich, ihn von der Haustür fernzuhalten.

Eines Tages, als wir am Feldübergang spielten, sah ich seinen braunen Schatten über den Weg huschen und in das dem Hause gegenüberliegende Feld schlüpfen. Sofort schrie alles »Adolf!« ein Schrei, der ihm wohlbekannt war —, und sofort trug ihn ein Windstoß die abschüssige Wiese hinunter, und sein Schwanz zwinkerte und zickzackte durch das Gras. Wir warfen alles mögliche hinter ihm her. Ein seltsamer Anblick war es, wie er so, die Ohren zurückgelegt, mit seinen kleinen Schenkeln so gewaltig die Welt hinter sich schleuderte. Wir rannten uns völlig außer Atem, aber einholen konnten wir ihn nicht. Dann ging jemand vor ihm vorüber, und da saß er plötzlich vollkommen gleichmütig, mit der Nase wackelnd unter einem Nesselstrauch.

Seine Wanderungen trugen ihm aber doch einen Schrecken ein. Eines Sonntagmorgens hatte sich mein Vater grade mit einem Hausierer gezankt, und wir konnten den Nachklang noch im Wohnzimmer hören, als plötzlich vom Hofe her ein ganz unirdischer Schrei ertönte. Wir flogen hinaus. Da saß Adolf zusammen-

gekauert unter einer Bank, während ein großer schwarz und weißer Kater ihn aus ein paar Schritten Entfernung gespannt anglupschte. Unvergeßlicher Anblick: Adolf, die Augen nach rückwärts rollend und sein sonderbares kleines Mäulchen zu einem neuen Schrei öffnend, der Kater sich in langsamer Dehnung vorwärts streckend.

Oh, wie wir diesen Kater haßten! Wie wir ihn über die Kirchenmauer und durch die Nachbargärten verfolgten. Adolf war ja erst halb ausgewachsen.

»Katzen!« sagte meine Mutter. »Ekelhafte, abscheuliche Geschöpfe, wie können die Leute sie bloß halten!«

Aber Adolf wurde ihr mit der Zeit doch über. Er ließ zu viele Pillen fallen. Und wenn er plötzlich von oben herunterpolterte, während sie allein im Hause war, so erschrak sie. Und ihn von der Tür fernzuhalten war unmöglich. Draußen strichen Katzen umher. Es war schlimmer, als auf ein Kind aufzupassen.

Und doch, einsperren lassen wollten wir ihn nicht. Er wurde vergnügter, frecher denn je. Er konnte stark hintenaus schlagen, und wir verdankten ihm manchen Kratz an Gesicht und Armen. Aber er brachte sein Verhängnis selbst über sich. Die Spitzenvorhänge im Wohnzimmer — meine Mutter war besonders stolz auf sie — fielen sehr voll zur Erde hernieder. Eins von Adolfs Hauptvergnügen war, wild durch sie hindurch zu fegen, als ginge es durch loses Unterholz. Er hatte bereits lange Löcher hineingerissen.

Eines Tages verwickelte er sich in ihnen ganz und

gar. Er strampelte, flog wie ein Kreisel in einer wahn-sinnigen, nebelhaften Hölle umher. Er kreischte — und holte die ganze Gardinenstange mit einem Krach herunter, genau auf das allerbeste Pelargonium, grade als meine Mutter hereinstürzte. Sie wickelte ihn los, aber sie verzieh ihm nie. Und er ihr auch nicht. Herzlose Wildheit war über ihn gekommen.

Selbst wir begriffen, er müsse gehen. Es wurde nach langer Beratung beschlossen, mein Vater sollte ihn wieder in den wilden Wald bringen. Wieder einmal wurde er in die große Tasche der Grubenjacke verstaут.

»s beste, steck ihn doch in'n Pott«, sagte mein Vater, dem es Spaß machte, Stürme der Entrüstung anzufachen.

Und so erzählte mein Vater am nächsten Tage, daß Adolf, am Rande des Unterholzes niedergesetzt, mit äußerster Gleichgültigkeit weggehoppelt wäre, weder übermütig, noch gerührt. Wir hörten es und glaubten. Aber sehr, sehr suchten ihn unsre Herzen. Wie würden die anderen Kaninchen ihn aufnehmen? Würden sie in ihm den Zahmen riechen, seine Erniedrigung durch die Menschen, und ihn zerreißen? Meine Mutter verlachte derart ausschweifende Gedanken.

Indessen, er war weg, und wir fühlten uns ziemlich erleichtert. Mein Vater hielt die Augen offen nach ihm. Verschiedentlich erklärte er, er hätte, wenn er morgens durch das Unterholz gegangen sei, Adolf durch die Nesselstiele lugen sehen. Er hätte ihn gerufen, mit

ganz besonders hoher, liebkosender Stimme. Aber Adolf wäre nicht drauf eingegangen. Die Wildnis gewinnt ja so rasch wieder die Oberhand über ihre Geschöpfe. Und dann werden sie so voller Verachtung gegen unsere zahme Gegenwart. So schien es mir wenigstens. Ich wollte selbst mal an den Rand des Unterholzes gehn und ihn ganz leise rufen. Dann würde ich mir auch wohl blanke Augen unter den Nesselsträuchern einbilden, Blitze eines weißen, verachtungsvollen Schwänzchens hinter den Farnen. Dieser unverschämte weiße Steert, wenn Adolf uns den Rücken kehrte! Er erinnerte mich immer an eine gewisse ruppige Gebärde und einen gewissen nicht druckfähigen Ausspruch, den man auch nicht mal andeuten kann.

Aber jedesmal, wenn Naturforscher die Bedeutung des weißen Kaninchensteertes durchhecheln, dann kommen diese ruppige Gebärde und der noch ruppigere Ausdruck mir wieder ins Gedächtnis. Die Naturforscher sagen, das Kaninchen zeige seinen weißen Schwanz, um seine Jungen sicher hinter sich her zu führen, wie die weißen Schürzenbänder eines Kindermädchens ihren wackelnden kleinen Pflöglingen das Zeichen sind, wohin sie zu gehen haben. Wie nett und harmlos! Ich weiß bloß, mein Adolf war nicht harmlos. Er pflegte sich mir ins Gesicht umzudrehen, mir seine weiße Feder ins Auge zu jagen und Schiet! zu sagen. 's ist ein ruppiges Wort — aber eins, das Adolf mir beständig durch Zeichen zu verstehen gab, wenn er seine Flagge mit

aller Spottlust seiner dünnen Schenkelchen vor mir wehen ließ.

Das ist so das Karnickel durch und durch — Unverschämtheit und die weiße Flagge trotziger Spottlust. Jawohl, und seine Flagge hält es hoch bis ans bittere Ende, das vergnügte, spottlustige kleine Teufelchen, das es ist. Sieh, wie es um sein Leben rennt. Oh, wie seine Seele vor Furcht bis zum Wahnsinn aufgepeitscht wird, bis zum flüchtigen Wirbelwind sinnloser Furcht. Wie verrückt wirft es die Welt hinter sich mit staunenerregenden Hinterbeinen. Es legt den Kopf zurück und die Ohren an und rollt das Weiße seiner Augen vor rein wahnsinniger, quälender Hast. Es weiß, welches Furchtbare sich ihm von hinterrücks nähert: die Kugel oder das Frettchen. Es weiß es! Es weiß es, die Augen im Kopfe fast nach rückwärts gedreht. Das sind Todesqualen. Aber auch Verzückerung. Verzückerung! Sieh, wie die kleine weiße Flagge aufhopst. Auf dem Zauberwind des Schreckens fliegt es einher. Alles, was es an Seele beherbergt, strömt von dannen in der elektrischen Erregtheit furchtbarster Todesqual. Es schnelltsich vorwärts, wie ein fallender Stern sich ins Verlöschen schwingt. Weißglut furchtbarster Todesqual. Und gleichzeitig, hopp! hopp! hopp! geht der weiße Steert, Schiet! Schiet! Schiet! ruft er dem Verfolger zu. Das Kaninchen kann nicht anders. In der äußersten Not schleudert es dem Verfolger noch mal seine Beleidigung entgegen. Es ist der unüberwindliche Flüchtling,

der unbezähmbare Schwächling. Kein Wunder, das Frettchen wird rachsüchtig.

Und kommt es glücklich davon, dies köstliche Karnickel! Siehst du es da wohl in seinem Erdwinkel sitzen, eine kleine Kugel von Stummheit und Karnickel-Siegesfreude? Siehst du wohl das Glitzern in seinem schwarzen Auge? Siehst du wohl, wie für ihn in seiner Unbeweglichkeit schon die ganze Welt »Schiets« ist? Keine Überhebung gleicht der Überhebung des Sanftmütigen. Und stiehlt sich der rächende Engel in Gestalt des gespenstischen Frettchens zu ihm hernieder, dann ertönt wohl ein Schrei des Schreckens aus dem kleinen Häufchen Selbstzufriedenheit, das da regungslos in der Ecke sitzt. Der Flüchtling fällt. Aber selbst in seinem Falle schwebt noch die weiße Feder in die Höhe. Selbst im Tode noch scheint sie zu sagen: »Ich bin der Sanftmütige, ich bin der Rechtschaffene, ich bin das Karnickel. Ihr übrigen alle, ihr seid Übeltäter, und ihr verdient nichts anderes als ein gehöriges »Schiets!««

Aus dem Englischen von Franz Franzius

D I E W E L T

Von Alexander Lernet-Holenia

WEIL ich bin, ist Gott. Mehr nämlich weiß niemand. Zwar, sicher scheint, so weit das Aug' reicht, der Erde Rund, und Felsicht zähmet ein

den Fluß, und das Lockere ist von Waldung durch-
wachsen.

Wie aber sind Menschen, Pferde und Vieh, wenn sie
in der Frühe bewegt sind,

schon durchsichtig fast, oder blenden, wenn,
sich verhärtend, am Mittag in Staub und Strahlen gleißet
der Umkreis, und wer wüßte denn, ob sie

abends noch sind, in ihren verbergenden Häusern, noch
sind, hinter den Wänden, wer
kennte der Schlafenden wirkliches, das verhüllte Ge-
sicht? Heut noch,

scheint es, sind sie wie gestern. Aber gestern,
wer wüßte, was war! So gelten die Leben auch der oben
schwindenden Ahnen, die oben
wiederverwachsenen Äste des Baums, wie Hörner der
oben

engeren Lyren, nicht anders als im
meinigen Leben allein nur, so leb ich die fernher
in Kleidern und harten Geräten

Winkenden alle, und nicht geschieden bin ich von den
Lebendigen neben mir her, und Zukünftigen. Denn
nicht kann

wirklich gelten die Zeit. Aber oben
gehn durch Gerichte und wohnen in neuen Gemeinden
die Lebenden

in gleißenderm Zustand, Tier- und Engel-bedient,
und Verwandte sind sie Gottes, und einig, wie die Könige,
die Lebendigen. Schicksal aber ist nur

gehäuft wie Hügel um Einzle, so ist Geburt
und Sterben, aber nur scheinbar. Denn un-
zerstörbar, und unsichtbar wie Wirklichs, ist Gott.

Das Menschlichste aber ist
das Dunkel, und deutlich der Höh nach. Da nämlich
wird manches
gezeugt. Wenn aber keiner weiß
den Ursprung, wer könnte sagen, wes Sohn
Christus sei! Vieldeutig zwar ist
der Geist und sucht in dem Kinde
königliche Abkunft, denn noch wird manches bewahrt
in den Sippen, und es bleibt ihm,
vor sanfter Verwandter, größer erscheinender als
anderer Menschen Bewegung, der Mutter
riesige Zuflucht und Ruh; sie nimmt wie ein Bett auf.
Es prangt aber, an des Knaben Umkreis schon gestellt,
erstaunend,
der Jünglinge Bildung, und der Männer und rosse-
gewöhnten
Knechte, bei Haufen, heldisches Arme-Gegitter, und
dem einst gerüstet wird
die Hochzeit, mit Léuchtern, wenn zarter ist
innen das Haus, und unbeschuhet
die Fraun, und auf der Liebenden Haupt die weibliche,
die Nacht sinkt, ein zeugender Glanz. Das Härteste
aber kommt

aus vielen Leben, und des Hohen Nähe ist, wie am
Rande der braunen Welt,
fernwirkend, wenn an den Fürsten der Deutschen,
der zeptertragenden, häuft das Glänzende sich, und von
denen größer scheint als die Welt
das Vaterland. Nämlich, zwargleich-, wie ein Kornfeld
scheinet es, –hoch woget das Volk liebendem Aug'.
Es gilt aber nicht mehr, scheint es, der Adel selbst,
aber andres
sproßt aus unendlichem Volk, zweigige Arten
der Guten, und der Frommen Chöre, aber auch Un-
kraut viel,
fremde Leute. Denn über viel Grund
ward der Weizen gesät.

Wenn aber dann stürbe einer
wirklich, und nicht nur ängstete
die Verweinten umher, wegschiebend wie Harnisch,
oder eines Pferdes, den Brustkorb vom Atem, und als
ob er die reine, die endlich
beinerne Stirne bekränzte mit ausgetretenen Perlen
Schweißes tödlicher Siege noch endlich, und wenn
wirklich
schwände hinweg ein Unsterblichs, zerbräche
das Felsicht der Erd' und, wie gläsernes Geschirr, was
fest ist an
den Himmeln, herabstürzend, von diesem einen
Toten, wenn nämlich nicht wäre Ein

Gott, sondern es erschläge einer den andern
in der Kirch'. Denn nicht wirklich voneinander ver-
schieden ist
irgend etwas. Weil aber allein das Harte glänzt
gehäuft um die Leben, wie Tränen, und die Zeit,
und unzerstörbar ist geglaubt
das meiste Unsichtbare, siehet
keiner, siehe, im Geist! Da nämlich dauert,
wenn erst zerstört ist das Grab, der Aberglaub',
alles. So ist auch Brot und Wein
Gott selbst, und furchtbar wie im Himmel, denn wer
wagte zu wandeln den Gott? und mitten im Weißen
wohnt
in Scharlach Christus, oder wer auch
glaubte so, daß er sah! Es zeugt aber ein Gott von sich
selbst,
so ist die Welt, und nicht will er vom Geliebten ein
bräunliches Zeichen
andres Geschlechts, sondern ein Mahl.

So war auch gegeben den Zwölfen, als den Fürsten,
Brot und Wein, und es bebten
die Überswellen im Hause Mariens, und gewaschen
waren die Füße der Guten.
Es werden aber sehen Gott die Augen aller, und die
ihn stachen,
auferstanden aus eisengeöffneter Flank' asphodelischen
Hügels,

denn wiederkehren würde der Geist aus der Dröhnung
der Himmel,
das A und O, Anfang und End, der Erste und
der Letzte, aber nicht
zu richten, denn Tote nicht
kann töten oder Lebendige lebend machen einer,
nämlich
es würden, sagt man, Briefe
geschrieben, und aufgerollt
wie brennende Bücher die Himmel, und, wie auf Wild,
hornen die Engel.

— — — — —

ARABISCHE LIEBESLYRIK AUS TAUSENDUNDEINER NACHT

IN alten Zeiten und längst entschwundenen Vergangenheiten lebte ein Wesir, der eine Tochter von wunderbarer Schönheit hatte. Die hieß el-Ward fil-Akmâm, das ist zu deutsch »Rose im Kelch«. Der König des Landes pflegte einmal in jedem Jahre die Vornehmen seines Reiches zu versammeln und mit ihnen Schlagball zu spielen. Und als wieder einmal jener Tag kam, an dem die Mannen zum Ballspiele zusammenströmten, setzte sich die Tochter des Wesirs an das Gitterfenster, um zuzuschauen. Während sie beim Spiele waren,

fiel ihr Blick auf die Krieger, und sie erschaute unter ihnen einen Jüngling, so schön von Gestalt und so lieblich von Antlitz, wie es keinen anderen gab; mit strahlendem Blick, mit lachendem Munde, mächtig und breit, so stand er da. Immer wieder blickte sie nach ihm hin, ja, sie konnte sich nicht satt an ihm sehen. Und sie sprach zu ihrer Amme: »Wie heißt der wunderschöne Jüngling, der dort unter den Kriegern ist?« »Meine Tochter,« erwiderte die Amme, »alle sind schön. Wen unter ihnen meinst du?« Sie fuhr fort: »Warte, ich will ihn dir zeigen.« Dann nahm sie einen Apfel und warf ihn dem Jüngling zu. Der hob sein Haupt und erblickte die Tochter des Wesirs am Fenster, als wäre sie der volle Mond, der im Dunkel der Nacht am Himmel thront. Und wie er seinen Blick wieder abwandte, war sein Herz von Liebe zu ihr erfüllt, und er sprach das Dichterwort:

Traf mich ein Schütze, oder haben deine Augen
Ein liebend Herz verwundet, als es dich wahrgenom-
men?

Ist der gekerbte Pfeil zu mir aus weiter Ferne
Von einem Heere oder vom Fenster her gekommen?

Als nun das Spiel beendet war, fragte sie ihre Amme wieder: »Wie heißt dieser Jüngling, den ich dir gezeigt habe?« Jene erwiderte: »Er heißt Uns el-Wudschûd«; das ist zu deutsch »Wonne der Natur«. Da legte die Jungfrau sich auf ihr Lager nieder und klei-

dete ihre Gefühle in Worte, indem sie daran dachte, daß Uns wa-Dschûd »Wonne und Huld« bedeutet, und indem sie seine Braue mit dem halbkreisförmigen Buchstaben Nûn, sein Auge aber mit dem mandelförmigen Sâd verglich:

Der irrte nicht, der dich Uns el-Wudschûd benannte,
O du, in dem die Wonne sich mit der Huld vereint!
Dein Antlitz gleicht dem vollen Monde, dessen Scheibe
In Weltall und Natur mit hellem Glanze scheint.

Ja, du bist einzigartig unter allen Menschen;
,Du bist der Schönheit Herr‘ ist aller Zeugen Ruf.
Und deine Braue gleicht dem Nûn, dem schön ge-
schriebnen;

Dem Sâd dein Augenstern, den der Allgüt’ge schuf.
Und ach, dein schlanker Wuchs ist gleich dem frischen
Reise,

Das jeden Wunsch gewährt, der sich im Herzen regt.
Du übertriffst die Ritter der Welt an Kraft; du bist es,
Der aller Huld und Wonne und Schönheit Palme trägt.

Dann schrieb sie diese Verse auf ein Blatt, hüllte es in ein Stück goldgestickter Seide und legte es unter ihr Kissen. Eine ihrer Kammerfrauen hatte das gesehen, und dann wußte sie ihr das Geheimnis zu entlocken. Rose-im-Kelch sandte das Blatt durch die Alte zu Wonne-der-Natur; und nachdem der es gelesen hatte, schrieb er auf die Rückseite diese Verse:

Ich stille und verberge die Sehnsucht meines Herzens;
Und doch mein Aussehn ists, das meine Lieb verrät.
„Mein Aug ist wund“, sag ich, wenn meine Tränen
rinnen,
Daß Tadler nicht erkennen und sehn, wie's um mich
steht.

Einst war ich sorgenfrei und wußte nichts von Liebe;
Da ward mein Herz gefesselt von heißer Liebe Band.
Dir künd ich meine Not und klage meine Sehnsucht
Und Schmerzen: hab Erbarmen, reich' mir des Mit-
leids Hand!

Mit meiner Augen Tränen hab ich es aufgeschrieben,
Als Dolmetsch all der Not, die ich durch dich erfahr.
Behüte Gott ein Antlitz, dem Lieblichkeit ein Schleier—
Dem ist der Mond ein Knecht, ihm dient der Sterne
Schar.

Ja, in der Schönheit selbst sah ich nie ihresgleichen;
Von ihrem Wuchse lernte der Zweig, wie er sich neigt.
Ich bitte dich, doch ohne dir Ungemach zu bringen:
Gewähr, daß durch dein Kommen des Nahseins Glück
sich zeigt!

Ich geb dir meine Seele — nimmst du sie von mir an?
Die Nähe ist mir Himmel, die Trennung Höllenbann!

Darauf faltete er den Brief, küßte ihn, gab ihn der
Alten und sprach zu ihr: »Amme, mache mir das Herz
deiner Herrin geneigt!« »Ich höre und gehorche!«
erwiderte sie, nahm das Schreiben von ihm entgegen,

kehrte zu ihrer Herrin zurück und gab es ihr. Die küßte das Blatt und legte es auf ihr Haupt. Dann öffnete sie es, und nachdem sie es gelesen und seinen Sinn verstanden hatte, schrieb sie darunter diese Verse:

O du, dem meine Schönheit sich tief ins Herz gesenkt,
Geduld; dir wird von mir der Liebe Glück geschenkt!
Da ich nun weiß, daß deine Lieb von laurer Art,
Und daß dein Herze gleichwie meins getroffen ward,
Möcht ich wohl zu dir gehn, so oft und ach so gern!
Doch halten mich von dir die Kämmerlinge fern.
Wenn dunkle Nacht uns deckt, wird durch der Liebe
Macht

In unsrem Busen tief ein Feuer heiß entfacht;
Dann meidet unser Lager der Schlummer allzumal,
Dann foltert unsren Leib gar oft die bittre Qual.
,Verbirg die Liebe‘ heißt der Liebe erste Pflicht;
Die Schleier, die uns Schutz verleihn, die lüfte nicht!
Von Liebe zu dem Reh ist jetzt mein Herz entbrannt —
Ach, bliebe es doch nimmer fern von unsrem Land!

Die Kammerfrau sollte das Blatt wieder zu Wonne-
der-Natur tragen; aber sie verlor es, und es ward von
einem Eunuchen gefunden. Der brachte es dem Wesir;
als dieser die Handschrift seiner Tochter erkannte, be-
riet er mit seiner Gemahlin, was zu tun sei, und sie
kamen überein, die Tochter auf eine ferne Insel zu ver-

bannen. Ehe Rose-im-Kelch aber das Haus verlassen mußte, schrieb sie an die Tür:

Bei Gott, o Haus, wenn früh mein Lieb vorübergehet
Und grüßend Zeichen winkt in treuem Freundessinn,
So schenk von mir ihm Grüße von reinem, süßem Dufte;
Denn ach, er weiß ja nicht, an welchem Ort ich bin.
Auch ich weiß nichts davon, wohin der Weg mich
führt;
Denn jetzt sind sie zu schnellem und flinkem Marsch
bereit,
Zur Nachtzeit, wenn im Walde die Vöglein auf den
Ästen

Sich kauern, leise klagend um unser bittres Leid.
Und eine hohle Stimme von Geistern klagte: Wehe
Dem treuen Liebespaare ob solcher Trennungsnot!
Als ich den Kelch des Scheidens gefüllt vor mir er-
blickte

Und das Geschick uns seinen Wein gewaltsam bot,
Da mischte ich ihn zagend mit treuen Harrens Pflicht —
Doch ach, das Harren tröstet mich über dich jetzt nicht.

Wonne-der-Natur las diese Verse, als er am folgenden
Tage an dem Hause vorbeiritt. Sofort machte er sich
auf den Weg, um die Geliebte zu suchen. Er wan-
derte Tag und Nacht durch weite, heiße Wüsten; und
als plötzlich ein grimmer Löwe auf ihn zustürzte,
redete der Jüngling ihn freundlich an und sprach zu
ihm diese Verse:

Du Leu der Wüste, willst du mich jetzt zu Tode
bringen,

Eh ich noch die gefunden, die Lieb in mir entfacht?
Ich bin doch nicht ein Wild, ich hab kein Fett am
Leibe;

Daß ich mein Lieb verlor, hat mich so krank gemacht.

Die Ferne der Geliebten verzehrte meine Kräfte;

Ich bin wie eine Leiche, bedeckt vom Totenkleid.

O hoher König Nobel, du Leu des Kampfgetümmels,

Laß doch den Tadler nicht sich freun ob meinem Leid!

Ich liebe, und mich decken die Tränenströme zu;

Die Ferne der Geliebten läßt mir keine Ruh.

Und wenn ich ihrer denke in finst'rer Mitternacht,

So werd ich durch die Liebe um den Verstand gebracht.

Da führte der Löwe ihn auf die Spur der Leute, die
Rose-im-Kelch fortgeführt hatten; aber die Spur
endete am Meeresufer. In seiner Verzweiflung stieg
Wonne-der-Natur auf einen hohen Berg; dort fand er
einen Einsiedler, dem er sein Leid klagte.

Inzwischen war Rose-im-Kelch zu dem Schlosse auf
der Insel ihrer Verbannung gekommen. Dort setzte sie
sich an das Fenster und hub an, diese Verse zu sprechen:

Wem soll ich all mein Sehnen, das mich erfüllet, klagen
Und meinen Kummer, fern von dem Geliebten traut?
In meinem Busen glüht ein Feuer, aber dennoch
Zeig ich es nicht, auf daß mein Späher es nicht schaut.

Ich bin so dürr geworden gleichwie der Zähne Stocher
Durch Fernsein und durch Klagen und Glut, die an
mir frißt.

Wo ist das Aug des Liebsten, daß er auf mich schaue,
Wie ich jetzt einem gleiche, der von Sinnen ist?

Sie waren hart zu mir, als sie mich eingeschlossen
An einem Ort, zu dem mein Liebster niemals dringt.
Die Sonne bitte ich, ihm tausendfache Grüße
Zu bringen, wenn sie aufgeht und wenn sie wieder sinkt,
Dem Liebsten, dessen Glanz den vollen Mond be-
schämet,

Wenn er erscheint, und der das schlanke Reis besiegt.
So seiner Wange sich die Rose gleicht, sag ich:
Du gleichst ihm nicht, wenn nicht in dir mein Schick-
sal liegt.

Und seiner Lippen Tau ist wie das klare Wasser,
Das, wenn die Feuersglut mich quälet, Kühlung gibt.
Wie könnt ich ihn vergessen, er ist mein Herz, mein
Leben;
Er macht mich krank und siech, er, der mich heilt und
liebt.

Und als sie umgeben war von finstrer Nacht, da wuchs
noch in ihr der Sehnsucht Macht; sie gedachte der
Vergangenheit und klagte in diesen Versen ihr Leid:

Es sinkt die Nacht; die Liebe mit ihren Schmerzen
regt sich,
Und Sehnsucht rüttelt grausam an allem meinem Leid.

Die bitter Qual der Trennung wohnt jetzt in meinem
Busen,
Und all die schwere Sorge macht mich zum Tod bereit.
Die Liebe raubt den Schlaf, und mich verbrennt die
Sehnsucht,
Die Tränen künden an, was heimlich in mir weilt.
Ich kenne keinen Weg in meinem Liebesleiden,
Der mich von meiner Schwäche, von Krankheit, Siech-
tum heilt.
In meinem Herzen glüht ein grimmig Höllenfeuer,
Und seine heiße Glut bringt meiner Brust den Tod.
Ich konnte mich nicht zwingen, ihm Lebewohl zu sagen
Am Trennungstag. O Reue! O meine bittere Not!
O du, der du ihm meldest, was mich genugsam quälet:
Was mir vorherbestimmt, das trag ich in Geduld.
Bei Gott, ich war ihm nie in meiner Liebe untreu.
Und unverbrüchlich ist ein Schwur bei Liebeshuld!
Nun grüß mein Lieb, o Nacht, künd ihm im fernen
Land,
Bezeug dein Wissen, daß ich in dir nie Schlummer fand.

Wonne-der-Natur ließ sich, wie ihm der Einsied-
ler riet, auf einem Floß übers Meer tragen; und nach
drei Tagen furchtbarer Gefahren ward er an die Insel
der Verbannung geworfen. Ein Eunuch ließ ihn in
den Schloßhof ein. Dort sah er mancherlei Vögel in
Käfigen, und bei ihrem Gesange brach er in Tränen aus

und sprach Verse der Sehnsucht. Beim Käfig der Nachtigall sprach er:

Das Lied der Nachtigall ist, wenn der Morgen dämmt,
Für ihn, der liebt, noch süßer als der Saiten Klang.
Nun klagt Uns el-Wudschûd in seiner heißen Liebe
Ob einer Leidenschaft, durch die sein Herz zersprang.
Wie manchen Liederklang vernahm ich, der vor
Freuden

Das harte Eisen gar und Stein zergehen macht!
Des jungen Morgens Zephir fächelt mir die Grüße
Von blütenreichen Gärten mit ihrer Blumenpracht.
Der Vöglein heller Schall, der süße Duft des Zephirs
Erweckt in meinem Herzen am Morgen frohen Mut;
Und als ich an mein fernes Lieb in Treuen dachte,
Gleich Bächen, gleich dem Regen rann da die Tränen-
flut.

Und eine Feuerflamme erglöh in meinem Busen
Gleich einem Kohlenmeiler, aus dem die Funken
sprühn.

Nun mög der treuen Liebe im trauesten Vereine
Durch frohes Wiedersehen Allahs Lohn erblühn!
Das Volk der Liebe kann ein Mittel wohl verstehen;
Dies eine Mittel ist, daß sie sich wiedersehen.

Rose-im-Kelch wanderte unterdessen ruhelos im
Schlosse umher, und als sie keinen Ausweg aus ihrem
Gefängnis fand, sprach sie unter Tränen diese Verse:

Sie zerrten mich grausam hinweg vom Geliebten
Und reichten im Kerker mir hangende Pein.
Sie brannten das Herz mir mit Feuern der Liebe
Und raubten den Liebsten dem Anblicke mein.
Sie sperrten mich ein hier in ragende Schlösser,
Auf Bergen erbaut in dem wogenden Meer;
Doch wenn sie nun wollen, ich sollt ihn vergessen,
So wächst meine Not nur in heißem Begehrt.
Wie kann ich vergessen, da doch all mein Leiden
Allein durch den Blick auf sein Antlitz entfacht?
Der ganze Tag bringt mir nichts andres als Kummer;
Im Denken an ihn nur verbring ich die Nacht.
Mein Trost in der Einsamkeit ist, sein gedenken,
Wenn traurig mein Aug seines Anblicks entbehrt.
Ich möchte wohl wissen, ob nach alle diesem
Das Schicksal den Wunsch meines Herzens gewährt!

Die Liebesgeschichte von Uns el-Wudschüd und el-Ward fil-Akdm wird von der 371. bis zur 381. Nacht erzählt. Die hier mitgeteilten Gedichte sind alle so genau wie möglich nach dem Arabischen übertragen; der verbindende Text ist teils wörtlich übersetzt, teils nur dem Inhalte nach kurz wiedergegeben. Die ganze Erzählung, die damit endet, daß die Liebenden wieder vereint werden, findet sich im dritten Bande der im Insel-Verlag erscheinenden neuen Übertragung von Tausendundeine Nacht durch Enno Littmann.

M A R A T H O N

Von Theodor Däubler

Siste viator, heroa calcas.

BUGIATI heißt ein kleiner Bahnhof der Strecke Athen — Theben — Salonik; hinter niederm Hügel ducken sich ein paar nebensächliche Häuser, kein Dorf ist in der Nähe: dort stiegen wir aus. Zugleich viele Jäger mit prächtigen Hunden. Die Dezemberluft ging uns scharf ums Gesicht; Parnes und böotische Berge blendeten, bei Morgensonne, im kleidsamen Schneegewand. Pfützen, überall auf den Landwegen, trugen eine dünne Eiskruste; bald betraten wir nach Norden gedehnte Ackerlehnen mit vereinzelt Schneecken: von einer Anhöhe betrachtet, sah die Gegend scheckig aus. Erst die Mulde vor Stamata, dem nächsten Dörfchen, das wir erreichten, verherrlicht uns Griechenland. Sein blitzblankes Kirchlein überwölben himmelhoch zueinandergeneigte Zypressen. Ein Hirtlein und seine unzähligen Schafe, die den Gottesacker umbimmeln, freuen sich des fröhlichen Sonnenscheins. Keine bösen Hunde sind dabei, sie tummeln sich wohl, weiter oben, im seltsamen Schnee herum. Der Himmel wird mit jedem Augenblick blauer.

Wacholdergebüsch, mit Millionen schwarzer Beeren, duftete uns nun vom Pentelikon zu: wir müssen, durch eine seiner Schluchten, aufs Schlachtfeld von Marathon loswandern. Aphorismó heißt heute die be-

rühmte Felsenkette, um deren Abhänge Athener unter Miltiades die Ausschiffung des Perserheeres belauerten. Noch aber blieb uns die Aussicht auf so große Walstatt versperrt; wir sollten erst, durch Gehölz, auf steile Anhöhe empor. Dem Wacholderstrauch folgte bald der Erdbeerbaum, vollbehängt von korallenrotem Obst. Durch sein Dicht mußte ich mich, manche Strecke lang, mühsam zwängen; die Pfade des Pentelikons sind oft überwachsen. Unsichtbare Vögel fingen plötzlich an ringsum zu zwitschern. Der Genuß eines Stündchens Frühjahr zur Mittagszeit eines klaren und geheimnisvoll-stillen Wintertags im Süden ist immer hold erquickend, ja oft sogar berauschend. Wir sollten aber noch dazu schon bald den erhabensten Heldenhügel erblicken!

Durch meine Eile, rasch den Blick auf die gelobte Ebne zu gewinnen, kamen wir unsers Weges abhanden, mußten ein Stück über Felsen klimmen. Bald aber gelangten wir zwischen des Grates Marmorzacken: o die ersehnte Aussicht! Ich trat durch ursprüngliche Steinpforte, aus turmsteilen Felskulissen: großgestimmter Zusammenklang lebhafter Farben brachte, auch schattenhafte Zartheit und blauäugelnde Anmut überm Ozean hold in den Reigen schwingend, der Landschaft ehrgebietende Erhabenheit, besonders wo er sie leise-lila besänftigte, mit überwältigendem Reichtum sprühender Töne, zu geschlichtetem Ausdruck einer erschütternden Einhelligkeit. Euböas silberne Umrissen-

heit, von ihrem Hochhorn Delphi bis zum Doppelkopf Ocha, gegen den dunklen Osthimmel, war, trotz ihrer Genauigkeit, eines weißen Traumes Schweben über sorglosem Blaumeer. Die ockergoldne Fläche, die Marathon verheißt und ein feinsten Brandungstreifen vom Seegefunkel sondert, durchkettete, ferne für mein Auge, manche schaumweiße Lämmerherde; die beträchtlichste zog, in rhythmischer Gewolltheit mit Euböas starren Zacken eine lebhaftes Gegenwart zeichnend, von der runden Bucht unserm Hügelgelände zu. Sie hätte vom bloßen Empfinden als ein Davonzug geordneter Gischtreihen aus dem Gewoge, beruhigter Höhe entgegen, können gedeutet sein. Hier aber weiß der Mensch so viel: sind mir nicht, wenige Schritte weit, marmorblasse Ziegen, die aus einer Höhle unsrer Klamm, wie beweglich gewordne Blöcke und Trümmer, weg und hinab ins Gefild klettern, friedlichstes Ermahnen, das Gemüt meinen Erinnerungen an gar großes Geschehen fromm und geneigt ganz zu lassen? Hier, Herz, bei geschauter Kunde, durch Erschütterung beflügelt, poch erhörbar mir! Dort, wo jetzt viel Heidekraut, als wär es eine fieberheiße Entzündung seines einst so oft ringsum nackten, doch gebräunten Steines, in lieblichster Entzücktheit für die Sonne blüht, erhoben sich damals, der Tag von Marathon ging dröhnend an, erzgepanzert die Jünglinge von Athen, dazu die Freunde aus Platää, und rannten, voll Tollkühnheit, auf ganz Asiens ungeheure Schar von Barbaren

los. Aus fremdem Osten waren sie herübergeschifft; von dort kommt die Sonne: konnte man ihnen, den Persern, in des Mittagsgestirnes Hut, vielleicht kaum in die Augen sehn? Solches Herübergreifen Irans ins bloße Attika kam als eine märchenhafte Unzahl von Stämmen. Der Schreck vor dem karisch geharnischten, schwer gerüsteten Volk der unendlichen Berge, jenem medischen Gewimmel, den Ufern meerhaft erstaunlicher Ströme entlang, erfaßte keinen der Hellenen: so wenige waren sie; immer mehr blieben erschlagen oder verwundet, um die Mitte ihrer gelichteten Reihen, liegen; keine Reiterei stützte die Flanken, zurück lagen weit, viel zu weit, die schützenden Hügel, doch bloß Helden kämpften damals für die Freiheit des Menschengeschlechtes. Die Athener wichen nirgends, doch ihr Los schien Verderben. Da aber griff Pan, der arkadische Gott, auf beiden Flügeln vom großen Heranzug der Perser ein. Wo auf Hippias' Rat, in Richtung, die Pisistratos einst Glück brachte, Troß auf Troß an Land gesetzt hatte, faßte der Hirten höhnischer Gott plötzlich an die Herzen von Hellas' Feinden: einzelne waren gleich in Morast geraten, schrien um Hilfe, andre in Attika Unerfahrene stürzten sich ihnen zu, mehr noch von dannen und waren weg; der Tumult rundete sich durchs Schlachtgetümmel, knäulte Mann um Mann, wirbelte flugs von Hellenen Verfolgte in einen Hauptstrudel — und wer nicht erschlagen dableib, erstickte im Sumpf oder ersoff schon, weil auf der Flucht unauf-

hörlich weiter fortgestoßen, im entlegneren Meer. Damit war Europa für uns gewonnen, erst eigentlich entstanden! Blutige Opfer hatte die Schar der Athener gebracht, unersetzlich blieben die Verluste im Heer des Darius. Irgendwo, fern im Mittagsgefeld, mußte wohl mein Auge die gerühmte Stelle der verschwundenen Trophäen-Höhe, das lang schon verlorne Plataier- und würdiger Sklaven Grab, überschweifen, aber noch fand ich, sprühendes Blicks, der Helden Hügel Sorós: er ist auch heute Nabel der verheißungsreichsten Siegestätte auf der ganzen Welt!

Eines Tages Sanftheit nahm mich auf: wir verschluckten uns, nach so erbauender Einsicht auf empor-gereckter Marmorzinne, zwischen den Abhängen des Pentelikons. Begütigendes Grün beruhigte von überall: des Gebirges angestammte Fichten, so hell lodernnd wie nirgends, rauschten nun, uns zu Häupten, im wieder lauen Winterwind. Behutsam, wie lila Samt entgegen, nahten wir dem Hügel, mit Heidekraut umwallten, der Ebne tiefer sich zuschmiegenden Hängen. Zart, dem Auge eine Milderung, waren die vielen farbigen Flächen, denn die Sonne stand soeben hoch über den weißen Felsen. Doch wird auch sie im Dezember Griechenlands niemals bloß Licht, als leisestes Gold umgarnt sie, sogar am Mittag, ihre reizend schimmernden Schwesterfarben. Wie liebt sie das Ginstergelb; einen ganzen Strauch, in Duft und Blumen, kosen ihre holden Strahlen. Er trägt die gleiche Fülle Blütlein, wie der Him-

mel Sterne hat. Und ganze Berge sind voll von solchem Gebüsch! Am Abend aber scheint der Ginster zu erbleichen, bloß bei lebhafter Sonne glitzert seines Farbenfeuers freigemute Fröhlichkeit.

Wraná, wohl dort, wo das wahre Marathon lag, ist nun ein Dorf der Ruinen. Wir betraten es nicht, sondern bogen, einem großen Baum, am Rand des Schlachtfeldes, zu, in ganz andrer Richtung ab. Bald erkannten wir, daß unsre Schritte uns einer Sommereiche näherten: noch stand sie in Riesenhaftigkeit, voll von herbstlichem Kupferlaub, da. Bei ihr wars windstill geworden; wohl auch draußen auf See: wir hörten die Brandung nimmer rauschen. Zu des vereinsamten Baumes Wurzeln duckt ein winziges, beinah könnte ich sagen: Keller-Kapellchen. Es ist dem Heiligen Athanasios geweiht; wir gingen hinein, mehrere Stufen führen hinab in den grottenartigen Raum: köstliche Bruchstücke verschwindender Wandmalerei zieren ihn noch an mancher Stelle, die ein gütiger Zufall bevorzugt hat. Uns aber war der göttliche Baum ganz verklärt, viele Stunden verbrachten wir in seinem wonnigen Bann. Fast nie regten sich die Blätter, bloß etwa bei einem Luftgruß der Berge; und da spielten der stämmigsten Äste lila Schatten, auf Marmorgestein oder kargem Rasen, auf einige Augenblicke, Sonnenscheibchenhaschen. Als wir, vor unserm Aufbruch, einen starken Windstoß erlebten, schien es, daß ein Vermögen an Lichtmünzen, als wären sie lauter abgeschüttelte Früchte,

um uns her vertummelten. Oft stehn in Griechenland breitschultrige Bäume in hoffnungsloser Öde oder zwischen den Äckern; sie sollen Hirten und Herden, bei Hitze, gastliche Unterkunft gewähren. Auch hoch im Gebirge, wo keine Grotte in der Nähe, halten im Sommer alle Schafe, Lämmlein, Ziegen der Gegend, natürlicherweise auch ihre Hüter, unter ihrer gewohnten Steineiche oder Fichte, ein ermunterndes Nachmittagsnickerchen; lange weilen sie dann auch wach, um des schweigsamen Bergriesen Freundlichkeit. Sprudelt neben so einem täglich besuchten Baum auch eine Quelle, so ist für uns das Nymphenheiligtum, beinah in Vollendetheit, da. Die Kirche hat auch für ihre Anhänger drangedacht: in heidnischer besonders geliebter Einsamkeit, wo Baum und Brunnen beieinander blieben, errichtet sie gern, fromm und einladend, ihr kleines Kapellchen oder hölzernes Heiligenmal, daß es auch den Baum gegen Blitz und Gier der Menschen gefeit halte! Also ist so ein Kirchlein auf griechischer Erde oft ein heiliger Ort der Erbauung und Rast, Reinigung und Erholung: Gottes Güte verschenkt sich, über den Geist, auf Seele und Leib des gläubigen Geschöpfes.

Der Tag war ganz aus Gold geworden, fast hätte man Abend fühlen können; ungeheure Wolken, wie Gebirge aus Alabaster, wandelten sich langsamst anwachsend, in dieser Stunde sonnenklarem Kristall. Wie atemlos es um uns blieb: wir waren noch immer und schon so lang um unsern Baum. Nun war die Bucht von

Marathon ein Spiegel, nirgends in Griechenland ist das Meer so oft ganz glatt. Hat Eitelkeit die Berge erfaßt? — es gibt keine ruhmreichern auf Erden. Die gleißenden Höhn — Höcker und Hörner — Euböas, in ihrer eisigen Erbleichtheit, gespenstern zweimal durch das wunderbare Blau, denn das altbebaute Land, in Wirklichkeit als riesig hingestreckte Insel, und auch in seiner Wiederholung durch das starre Wasser, sind nun den Blicken bloß umgoldeter Azur. Betrachteten die steilen Wolken — sie waren über Attika, stolz aus Böotien, am langen Nachmittag, emporgegoldet — wie ich eine so heitre Klarheit um das Meer und die beschneiten Berge?

Marathon kann sich in der Seele von Hellas spiegeln, in Versunkenheit soll es der Pilger zu großer Walstatt betrachten: niemals war Athen so einfach, wie damals, zur Zeit der medischen Gefahr: es gehörte ganz sich, auf Spanne, sogar den Männern, die es frei erhielten. Um die Akropolis geschah Erhaltung einheimischer Götter im Geist eindämmernder unendlicher Beseeltheiten: Griechenlands Götter hat man verklärt, Asiens Gewalt unterlag der belebenden Erscheinung weniger Athener. Sogar Joniens weibliche Kostbarkeit konnten Attikas schlichtere Künstler nun verschmähen. Einmütig auf eigenstem Boden gelang man zum Wunder: seit Marathons Tag ist Hellas unüberwindlich, niemals wird seine Herrlichkeit in den Gemütern untergehn. Kein so hohes Wort hat jemals seither ein Siegesruf aus Schlachtengeschmetter verkünden können.

Etwas regte sich: ein junger Sperber schleuderte sich, über der Eiche, in seinen Schlingenflug, kam fast bis an uns heran. Ich stand auf; wir zogen weiter. Weg von der Ebne gings, durchs Avlónatal, zur Mandra tis Gräas (Hürde des alten Weibes); Spuren der Mauern eines lang eingefassten Gutes fanden sich nun oftmals unterwegs. Hier soll Herodes Attikus eine Villa, voll von berühmten Standbildern, bewohnt und besonders geliebt haben. Er stammte aus dem Land. Ein schlanker Frankenturm befiehlt dem Tal von Ninoé, durch das wir nun, über einen flachen Sattel gelangt, rasch, bei bedrohlicher Bewölktheit, nach Marathon schreiten sollten. Einst hieß es Oinoi, war lange fieberfrei, nahm daher das übersiedelte Marathon, aus der Gegend der Schlacht und Sümpfe auf. Auch dieser Strich sollte berühmt sein: hier wurde zuerst die Rebe in Europa gepflanzt. Der Asiat Dionysos war also, weit vor Darius, auf so geheiligtem Boden gelandet: er, der Gott, hatte wunderbar gesiegt, wo der König der Welt später schmählich scheitern sollte. Dionysos, Beglucker durch berausenden Trunk, Begeisterer des tragischen Wehespiels, groß war dein Triumph: alle Völker wollen dich, Sohn der Semele und des Blitzes, bis ans Ende der Tage feiern und preisen.

Es war beinahe Nacht, als wir im Flecken anlangten, zu dritt eine Schenke betraten. Viele Männer saßen, aus der Wasserpfeife rauchend, um ein Herdfeuer; plötzlich hatten ja auch wir, bei Sonnenuntergang, emp-

findlich Frost gespürt. Was nötig war, um uns zu laben, erhielten wir, doch um eine Stube, sogar ein Bett sollte es noch vergebliches Suchen geben. Marathon, wie die meisten Ortschaften Griechenlands, war von Flüchtlingen aus Kleinasien überlaufen. Bei Dunkel und Schneeluft fragten wir herum; jedes Haus blieb, weil vollständig in Anspruch genommen, versperrt, endlich versprach uns ein Wirt, eine Strohmatte auf den Fußboden und eine Riesendecke zum Schutz gegen Kälte. Somit schien mir für den Schlaf gesorgt zu sein, und ich begab mich noch auf einen kleinen Schweifzug durch die Gegend. Der Mond war schon aufgegangen, sein Stand am Himmel aber kaum kennbar, so viel Eisgewölk bedeckte seinen Glanz, und dünnster Nebel hüllte ihn und mich und alles, was es gab, ein. Nirgends lugte ein Stern hervor, bis hoch hinauf schwebte dieser Nacht schleierhaft durchscheinender Dunst. Ich konnte mich nicht besinnen, jemals so viel Silber um mich in der Luft wahrgenommen zu haben, man hätte glauben können: man atmet es ein. Als hätte der Mond sich aufgelöst, war sein Silber überall hingedrungen. Ich und die Bäume warfen kaum Schatten, also zwischen flüssig gewordenem Licht, unter einer Riesenglocke aus Milchglas wandelte ich scheinbar dahin. Mir fielen die Gefährten ein, sie mußten mit, die seltsame Nacht anstaunen. Als ich sie abholte, in die Wirtschaft trat, plauderten, rauchten, schmausten und zechten sie mit den Bauern. Da man auch mich einlud, gesellte ich mich

dazu, wir versäumten aber den Fortgang des zauberhaften Schauspiels, doch vor Niederlegen gingen wir noch ins Freie. Anders war es draußen geworden: das Silberflimmern viel unauffälliger, und der Himmel glich einer ganz zart besternten Kuppel aus Glas von Murano. Er schillerte wie Perlmutter, unsre Schatten hoben sich klarer als vordem, sanft-lila, besonders in Augenblicken, da der Mond sich leicht seiner Flitterschleier entledigte, vom nassen Rasen ab. Ölbäume glichen, in ihrem grauen Schleierlaub, sacht-veilchenblau ins himmlische Kunstwerk gehauchtem Zierat. Berge, Häuser, selbst Zypressen blieben blaß angedeutet, wie von Schmelz so kostbarer Arbeit überzittert. Was wundernahm, schien, absichtslos hineingelangt, von einem Meister des Glasblasens, als geschickt verwendbare Zufälle bei Gestaltung der ungeheuern Kristallsache, im mondhaften Zauberstück geblieben zu sein.

Spät wars geworden, als wir ans Schlummern dachten: alle drei froren wir auf harter Lagerstatt, doch, einer nach dem andern, schlief endlich jeder ein. Arges Husten meines Nachbarn und das Pfeifen einer Ratte weckten mich wiederholt, dennoch verlor eigentlich keiner die Nachtruhe. Als durch einen Spalt unter der Tür, knapp neben der Matte, außer einiger Luft, auch etwas Morgensonne eindrang, huschte ich als erster auf. Die andern Gefährten folgten sofort; einer, er hatte seine Erkrankung bereits durch Husten gemerkt und gemeldet, dann aber doch wieder gut geschlummert, fühlte

sich sehr erkältet und verließ uns sogleich mit dem Postauto nach Athen.

So machten wir uns zu zweit auf den Rückweg. Sehr lebhaft spann die Morgensonne ihre hohen Tagesfäden; die Berge Böotiens, Könige mit blendenden Kronen des Winters, erstrahlen, unbehelligt vom Aufruhr der Wolken, in heller Unberührbarkeit. Doch diesmal war das Meer, Euböas wegen, das, wie von furchtbarem Geheimnis bedrückt, sich pechschwarz verhängt hatte, in Aufregung und Besorgnis geraten. Wir schritten Sorós, dem Heldenhügel, zu. Durch die Ebne mühten sich ferne lange Züge von Maultieren, mit aufgehöckelter Last; man hätte sie mögen für eine Karawane Dromedare halten. Einige grasende Pferde sahen uns wie etwas noch nie Dagewesenes an: ein Füllen kam auf uns zu, machte aber plötzlich stracks kehrt und flüchtete zur Mutter. Ist Schreck hier ansteckend? Die Stute mit ihrem Jungen voraus, enteilte uns der ganze Troß, zuerst im Trab, als aber Hunde, durch den Ausriß in Wut gebracht, ihm nachbellten und -setzten, in gestrecktem Galopp.

Um den Hügel, wir erreichten ihn, trotz seiner Abgesondertheit, mühelos, blühten die blutrotesten Zykamen, die ich jemals auf meinen Pfaden gefunden, dazu schattenlila Anemonen, gesprenkelte winzige Orchideen, und die Asphodelospflanze trieb schon oft kräftig aus den Zwiebeln. O so süßer Dezember!

O, wir blieben oben; des niedern Hügels Flügel-

schlag reichte weit! Hinter Euböa hatte die Insel Andros Gewitter beschlossen; mit Blitz auf Blitz, trommelte es schon auf die straffgespannte, doch elastische See ein. Uns immer näher gelangte somit kriegerisches Dröhnen. Giura, die vielsichtbare Kyklade, schien, ferner als das Unwetter, in einer Schale aus Sonnen- gold, leicht dem Meer enthoben. Ein silbernes Keos wellte sich zu den perlgrauen Spitzen der Berge vor Sunion. Übertreffend ernst gebot das hohe Pentelikon Attikas Ehrfurcht. Ich dachte an die Gefallnen, hier unter uns Bestatteten, draußen dereinst Vertreuten im Blachfeld. Kallimachos, Vorgesetzter Athens, fiel und schlummert hier: sein Gepacktssein durch einen Gott dieses Bodens tilgte alle Vorgefaßtheit gegenüber den angstgebietenden Persern; er hatte die Ostkömmlinge am tapfersten beblickt. Eignes Verscheiden preisend, starb Stesilaos, des Trasylos Sohn; draußen, auf See, rang Kynegiros, Sprosse jenes Euphorions, der des Äschylos geliebtester Bruder, mit einem Barbarenschiff. Er krallte es, ganz Hellas im Herzen, mit der Rechten an und zerrte, den Wogen enthuscht, mit ganzer Mannes- schwere, der Heimaterde zu. Doch des Waghalsigen Hand zersplitterte unterm Mederbeil, so daß er blut- sprudelnd lautlos versank.

Des Gewitters gewonnene Nähe trieb uns in die Ferne. Wir erreichten noch in wohlbekommender Trockenheit, nach einem Halbstündchen, des Wächters am Sorós Haus. Ihm vom Eploros Attikas empfohlen,

fanden wir bloß seine schöne Tochter und einen betagten Freund zugegen. Er selbst war nach Athen, zu seinem Sohn, der an Verwundungen darniederlag, geeilt. Der Bruder würde wohl, sagte das Mädchen unter Tränen, ein Opfer des kleinasiatischen Krieges, das Vaterhaus nicht wiedersehn. — Ein Guß, dann Hagel, des Sabat schwefelgelbe Gespenster, blitzten und polterten, über unsern Köpfen, aufs flache Dach nieder: wir saßen um ein beruhigendes Feuer; kein Windstoß aus dem Schornstein zauste an seinem Flammenbusch, stöberte in hart daran glimmender Asche, in der Kastanien und Kartoffeln rösteten, Unfug treibend, herum. Wir warteten, ohne sprechen zu wollen, vernommen werden zu können, bis der Trubel ausgelassener Luftschwärme vertollen sollte. Doch ein paar schwarze Hennen, im warmen Raum gehalten, hatten einigemal aufgeregt hin und her gegackert, schließlich sich mit ausgespreizten Flügeln zwischen Geschirr auf niedern Kasten gesetzt. Dadurch fielen Schalen und Teller herum und herunter, zerschlugen auf dem Boden, damit das Unwetter einige Scherben zurückließe.

In Abwesenheit des erhofften Gastgebers war vom Bleiben über Nacht keine Rede. Wir nahmen eine landläufige Mahlzeit ein und brachen bald auf. Zwei Möglichkeiten hatten Entscheidung verlangt: welche konnte mehr verlocken? Über Pikermi, mit seiner Schlucht der Funde vorweltlicher Riesentiere, führt die Landstraße nach Athen, durch das Pentelikon aber

bloß ein oft verzweigter Steg. Die Leute des Wächters von Sorós hatten uns zur Sicherheit, bei Dörfern und Gehöften vorbei, wo sich auch Fahrgelegenheiten ermitteln ließen, sehr bestimmt geraten, wir aber beschlossen uns zum Unbequemen, weil wir noch in die Berge wollten!

Schnell gings bis Wraná, fast weglos, durch aufgeweichte Felder. Nicht in den Ruinen, wohl aber bei der Kirche, auf einem Hügel mit Fernblick, hielten wir uns ein Weilchen auf, um stufenweis von der Ebne Marathons Abschied zu nehmen. Wer einen Berg hinaufsteigen kann, gelangt in einer halben Stunde, durchs Tal von Rapetosa nach Dionysó; mit Behaglichkeit gelangt man in einer Stunde bis zur Schenke, von dort sinds noch zwei Stunden zum Bahnhof in Kephissia! Hatte man uns in Marathon versichert, im Haus des Wächters bestätigt. Also, es war noch warme Mittagszeit, der Himmel nach dem Gewitter wolkenlos, wir brauchten nicht zu eilen; freilich unsre Überraschung, als wir, zwar nicht wie der Läufer von Marathon dahinflügelten, aber immerhin, guten Schritts, durch die Schlucht fast drei Stunden brauchten, sollte dann nicht gering sein; da wir aber im Geklüft einem peinlichen Abenteuer enthuschen konnten, mußten wir, oben angekommen, noch recht froh sein, daß alles heilvoll verlaufen war.

Das ergab sich so: ich schwärmte lang mit dem Blick und Gedanken zum Sorós, und darüber hinaus,

aufs Meer. Ein freundlicher Wind umhalste den blitzblanken Kirchturm, die sanftgrünen Fichten, unter denen hingestreckt ich lag, und tat auch mir im Gesicht wohl. Mein Gefährte war früher aufgestanden, wollte sich im nächsten Haus nach Pfaden erkundigen, da der Erkältete alle Landkarten mitgenommen hatte. Nicht lang darauf rief er mich, wie verabredet, falls er Auskunft bekäme, daß der Weg wo anders ins Gebirge abzweigt. Ich erblickte ihn hinter Zypressen, im Gespräch mit zwei Männern, die ihn aber, noch bevor ich hingelangte, verlassen hatten. Der junge Gefährte schien mir merklich beunruhigt: wir traten in ein Gehöft, in dem nur russische Auswanderer wohnten. Bloß ein Muschik war anwesend, erzählte aber, wohl ein Dutzend Russen hätten sich da niedergelassen; augenblicklich arbeiteten alle andern auf den Bergen, wo sie, im Auftrag der griechischen Regierung, Vermessungen vornehmen. Der Gefährte aber gestand nun, die zwei Männer, die ich noch von fern sah, hätten ihn erschreckt, sie kämen ihm verdächtig vor. Auch sie gingen nach Dionysó, berichtete er weiter, hätten Eile vorgeschützt, als sie mich in leibhafter Gestalt ankommen sahen: wir könnten ihnen im Wald, auf für uns unangenehme Art, in die Arme laufen. Kurz, eine Räubergeschichte! Der Russe kannte keinen, wußte aber, es seien Flüchtlinge aus Smyrna. Solche Leute sind oft ganz arm, keinswegs harmlos. Waffen hatten wir nicht, konnten unsre knotigen Stöcke, gegebenensfalls zu besonders ge-

eignetem Zweck, genügen? Der Gefährte war ratlos, Nun, außer unsern Reisepässen und dem nackten Leben, hatte keiner etwas zu verteidigen: wir wagten den Aufstieg.

Zuerst blieben die Unheimlichen verschwunden, dann aber, in vollständiger Einsamkeit, kamen sie aus dem Tal auf uns zu. Einer trug einen Ledergürtel mit Pistole und Patronen um den Bauch geschnallt, der zweite schien noch immer unbewaffnet. Weder die Smyrnioten, noch wir grüßten: so gings ein Weilchen bergauf, die Unbekannten voraus, wir bedachtsam ein paar Schritte hinter ihnen. Plötzlich lief uns vieren ein Jüngling mit gesundheitbezeugenden Wangen, im Aufzug besseren Standes, mit viel Werkzeug zu Ortsaufnahmen auf den Rücken gepackt, übern Weg. Er schien sehr beunruhigt; da er überaus eilte, sprach ich ihn, schon aus der Ferne, zuerst auf griechisch, dann auf französisch an, wohin er denn sauste? Er stammelte bloß: Russe, Russe! — und davon war er. Sollten auch wir wie Wegelagerer ausgesehen haben? Wir beschlossen eine Rast aus Vorsicht. Die beiden Kleinasiaten zogen weiter. Als wir wieder aufbrachen, kamen wir an eine Stelle, wo sich der Weg spaltete. Ich war für die unteren Fußspuren, mein Gefährte bestand auf der emporführenden Abzweigung: sie war falsch, glücklicherweise hatten wir sie aber eingeschlagen, da ich gefühlsmäßig diesmal nicht auf meiner vom Ortssinn eingegebenen Ansicht bestand. Bald

merkten wir beide: kein Weg, eine alte Wasserleitung brachte uns immer beengender zwischen Lentisken, Terebinthen, Erdbeerbäumen ins wilde Dickicht. Nur hier immer dreist drauflos, und wenn die letzten Lappen auf dem Leib in Fransen gehn! War mein frohes Empfinden. Wir lächelten uns einmal an; das sollte, ohne daß einer es aussprechen mochte, heißen: für alle Fälle — hier entkommst du! Plötzlich, wir huschten in eine Lichtung, merkte ich zuerst, etwa dreißig Meter unter uns, am richtigen Weg, die Kerle. Nun waren es sogar drei, einer mit einem Stutzen, mußte zu ihnen gestoßen sein. Wir erkannten übrigens die zwei von früher genau; nun gabs keinen Zweifel, das Dreiblatt war gut versteckt, bloß von oben sofort erspähbar: man lauerte uns auf. So leise wie möglich sprangen wir wieder ins Gebüsch; ein ziemlich heftiger Wind hatte sich, wie wir von Wraná fort waren, erhoben, knisterte stark im Gezweig, sonst wären wir wahrscheinlich gehört worden.

Der Gefährte und ich, beide oft einander behilflich, zausten wir uns rasch durchs Gestrüpp, unentwegt der verfallnen Wasserleitung entlang, bis uns ein wirklicher Wald endlich aufnahm. Noch nach einem halben Stündchen gewahrten unsre Luchsaugen die drei Unfreundlichen, aber Geduldigen, an der gefährlichen Stelle. Sie hatten es offenbar, trotz ihrer gegenteiligen Versicherung, weniger eilig, nach Dionysó zu gelangen, als wir beide. Unser Vorsprung war nunmehr entschei-

dend geworden, wir fühlten uns geborgen: unter Prachtplatanen, an einem mit Welklaub bedeckten Weiher, schöpften wir Atem. Die Rast wurde aber trotzdem kurz bemessen; dann stiegen wir abermals durch des Pentelikons bereits abendlich etwas blaudurchschattete Fichtenwälder weiter aufwärts. Der Genosse, ein nach Süden geschneider Wandervogel, fing an lustig zu singen. Er konnte es wohl tun: wir waren der Gefahr glücklich entklettert. Viel später als berechnet, kamen wir bei verlassenen Marmorbrüchen, dann bei Herden ohne Hirten vorbei zu eingefallnen, längst nicht mehr bewohnten Häusern: das also sollte Dionysó sein. Das erste in Menschengestalt, was uns auffiel, waren sehr verstümmelte Bruchstücke antiker Standbilder, einige Marmorsessel aus klassischem Jahrhundert und auch Trümmer eines Heiligtums. Hier zu Dionysó, an den höhern Hängen des Pentelikons, ereignete sich, vor furchtbar langer Zeit, eine wunder-same Geschichte: Ikaria, Geburtsort des Ikarius, Dä-dalus' Sohn, lag etwas weiter oben, doch ziemlich nah; dort herrschte, als Dionysó gegründet wurde, ein Berg-könig, der die Rebe aus Oinoi auf diese wohlbesonnenen Lehnen verpflanzen ließ. Von ihrem Saft gab er seinen Botmäßigen, bei einem Festschmaus, zu trinken; bald begannen alle Eingeladenen zu singen und zu torkeln, hatten aber doch noch die Sinne so beieinander, daß sie sich für vergiftet hielten und ihren Gebieter und Spender des ersten Weines erschlugen. Was allerdings

eine Sinnlosigkeit war, aber die Menschen blieben eben, bis noch viel später, sehr rauh.

Von Dionysó, von wo aus der Thespiskarren nach Athen gezogen wurde, führt, schon seit manchem Jahr, eine gute Fahrstraße nach Kephissia. Wir beschritten sie, von ihrem Waldende aus, schon ein Weilchen, als uns einige Steinklopfer anredeten: vor allem beglückwünschten sie uns zu unserm Eintreffen, ohne hindernde Belästigungen, denn die Gegend des Berges Agrieli und Rapetosatales, versicherten sie uns, wäre, seit Eintreffen zu zahlreicher kleinasiatischer Flüchtlinge, nicht mehr sehr geheuer! Das gleiche erfuhren wir, in einer noch etwas entfernteren Schenke, um die eine beliebte Sommerfrische der Athener, bestehend aus flugs gezimmerten Häusern und Hütten, anfängt, sich die Hügel hinan breitzumachen.

Den Sonnenuntergang erlebten wir, nach Stärkung mit Wein aus Dionysó, auf dem Heimweg. Wir schritten nach Westen: des Parnes beschneite Kuppen glänzten wie Rubinglas; das Gebirge schien, ganz aus farbigem Kristall, als beständiges Urbild, eine Aja Sophia in riesenhafter Natur darstellen zu können. Fein-gemuscheltem Achat glichen, leicht noch von letzten Strahlen des Tages beschimmert, seine Abhänge nach Bötien; die der Ebne von Athen, mit ihren bläulich-samtnen Gewandschleppen bis zu dem Gelände des Pentelikons, zugeneigten, schon verfinsterten Felsen aber schimmerten wie hochgetürmte Amethystenpfeiler und

Schwibbögen aus Topas. Goldne Wonne, daß es Abend wurde und die Sterne wieder kämen, verströmten Schluchten und Fluren vor Taogra und Theben. Schnell löschten alle diese prachtvollen Lichter aus, auch der Fichten bis zuletzt glimmende Wipfel, auf denen es vorkam, als überhuschte sie Sankt-Elmsfeuer, gilbten und glommen nun, mit jedem Augenblick, stufenweis vom Tal empor, der nahen Berge Marmorspitzen zu, ab. Bei gesterntem Dunkel erschienen wir im elektrisch erhellten Bahnhof von Kephissia. Vom Zug aus sahen wir zauberhaftes Leuchten, den Mond kündend, über das Pentelikon hervorschleiern: als wir in Athen einfuhren, stand bereits die Perle der Welt, groß und in vollkommner Reinheit am Himmel.

Im Phaleron, Dezember 1922

ZWEI GEDICHTE

von Giacomo Leopardi

Das Unendliche

STETS war mir teuer dieser öde Hügel
Und diese Hecke, die fast aller Seiten
Die letzte Ferne vor dem Blick verschließt,
Doch wie ich sitz und schaue, tun im Geist
Sich Räume ohne Grenzen jenseit auf
Und schweigende, an die der Mensch nicht reicht,

Und tiefste Stille, daß beinah mein Herz
Im Schrecken sich verliert. Und hör ich nun
Den Wind im Laubwerk rauschen, wäg ich jenes
Unendlich Schweigende und dieses Laute
In meinem Sinn; und mich gedenkt des Ewigen
Und der verblichenen Zeiten und der heutigen,
Die lebt und wie sie lärmt. Und so inmitten
Dieses Unmeßbaren ertrinkt mein Denken,
Und Untergehn ist süß in solchem Meere.

Am Abend des Feiertages

MILD ist und klar die Nacht und ohne Wind,
Und auf den Dächern und in Gärten mitten
Ruhig schwebt der Mond, und weithin überhaucht
Er jeden Berg mit Glanz. O meine Herrin,
Es schweigt nun jeder Pfad, und kaum durch Fenster
Fällt hier und da noch Schein der späten Lampe.
Du schläfst, und sanfter Schlummer hüllt dich ein
Im ruhigen Gemach, wirst nicht gepeinigt
Von irgend Sorge, und ja nicht weißt noch ahnst,
Wie tief mit Wunden du mein Herz zerrissen.
Du schläfst, doch ich an meinem Fenster grüße
Ihn, diesen Himmel, der so gütig scheint,
Und die Natur, die alte, allgewaltige,
Die mich zum Leiden schuf. Dir nehme ich
Die Hoffnung, sprach sie, auch die Hoffnung, anders
Soll nicht dein Auge glänzen denn von Tränen.

Dies war ein Feiertag, und vom Vergnügen
Ruhst du nun aus, und leicht gedenkt dein Traum,
Wem allen heute du gefielst, wer dir
Gefiel. Nicht ich, nicht, daß ichs je erhoffe,
Bin deinem Denken nah. Ich frage nur
Die Frist, die mir noch bleibt, mich hier zu Boden
Werfend, und jammere und zittere. O des Grauens
Der noch so jungen Tage! Ach, von der Straße
Erklingt mir nahe des Gesellen Lied,
Der einsam, später Stunde, vom Vergnügen
Zurückkehrt unter sein armselig Dach.
Und heftig zieht sich mir das Herz zusammen,
Denk ich, wie alles in der Welt vergeht
Und läßt kaum eine Spur. Entwichen ist
Der Feiertag, dem Feiertage folgt
Der Werktag, und so trägt die Zeit davon,
Was je der Mensch erfährt. Denn heut, wo ist
Der Schall der alten Völker, wo der Ruhm
Unserer erlauchten Ahnen, und das Reich
Der großen Roma, Waffen und Getöse,
Die sie hinausschickt über Land und Meere?
Ward Stille rings und Schweigen, völlig ruht
Die Welt, und nicht mehr geht davon die Rede.
In meiner frühesten Zeit, wo man begierig
Den Festtag noch erwartet, war er dann
Vergangen, voller Schmerzen, ohne Schlaf
Drückt ich die Kissen, und in später Nacht
Hört ich die Gassen hin ein Lied ertönen,

Das, sich entfernend, langsam, langsam starb,
Es zog wie jetzt mir schon das Herz zusammen.

Aus der von Ludwig Wolde übertragenen Leopardi-Auswahl

ARTHUR SCHOPENHAUER:

DAS Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genius. Glaubt ihr, daß Shakespear und Göthe gedichtet, oder Platon philosophirt und Kant die Vernunft kritisiert hätte, wenn sie in der sie umgebenden wirklichen Welt Befriedigung und Genüge gefunden hätten, und ihnen wohl darin gewesen wäre und ihre Wünsche erfüllt worden? —

Erst nachdem wir mit der wirklichen Welt in gewissem Grade entzweit und unzufrieden sind, wenden wir uns um Befriedigung an die Welt des Gedankens.

»Nur das Leiden ja hebt über Dich selbst Dich hinaus.«

DER WIRKLICHE WILHELM TELL

Von Hermann Bahr

WENN wir von großen Männern und ihren Taten lesen, halten wir unwillkürlich zuweilen ein, nachsinnend, wie denn das wohl in Wirklichkeit gewesen sein mag. Beim Erzählen gehts ja nie ganz ohne Lügen ab; wer nichts hinzufügt, läßt doch immerhin etwas weg, und wenn der Erzähler noch so treu seiner Erinnerung zu

gehorschen meint, Erinnerung selber fälscht ja schon, denn sie bewahrt nicht die Begebenheit selbst, sondern nur ein Bild von ihr auf. Ein Bildnis ist aber eigentlich immer nur ein Selbstbildnis des Bildners: den lernen wir daraus kennen, sein inneres Gcsicht erblicken wir, das freilich, eben indem wir es erblicken, schon wieder unsereigenes Spiegelbild wird, weil wir ja, was wir wahrnehmen, dadurch gleich in ein Gleichnis von uns verwandeln. Wenn also jetzt ein junger Freund von mir, dem schon mancher Fund in Archiven geglückt ist, aus bisher unbekannten Urkunden ermittelt haben will, welcher Menschenart der Wilhelm Tell wirklich war, und wie sich die Geschichte, die wir nur in der mythischen Überlieferung kennen, wirklich zutrug, so beneide ich ihn um diese schöne Selbsttäuschung, als ob wir von Vergangenheit etwas wissen könnten, »wirklich« wissen, teile sie nicht und glaube nur darum an seinen Tell, weil er mir besser gefällt als der mythische Tell. Mir ist die Geschichte nicht eine Wissenschaft, sondern die Kunst, Nachrichten so zu ordnen, daß sie uns einen Sinn geben: unseren eigenen Sinn.

Mein junger Freund, noch glühend von seiner Entdeckung, will in Tell keineswegs einen schlichten Landmann, der mit den Seinen still vor sich hin lebt, sehen, sondern den geborenen Führer, der, von alter, angesehener, immer schon an den Geschicken der Heimat tätig teilnehmender Familie, bald durch vaterländischen Sinn, eine früh sich äußernde, rasch bis zur Leiden-

schaft gesteigerte Rechtlichkeit, sein starkes Gefühl für die Vergangenheit, durch den Ehrgeiz, sich so werter Ahnen würdig zu zeigen, vor allem aber durch den Wohlklang einer durchaus rein gestimmten, den angeborenen ungestümen Freiheitsdrang des Älplers ins Maß angestammter Sittenzucht einordnenden Natur hervortritt, ein richtiger Bauernprinz, den wilden Wellenschlag des Bluts an ererbten Vätergeists starrer Mauer brechend. So gewinnt er früh das Vertrauen der Alten, aber auch der Landvogt, durchaus kein Wüterich, sondern eben nur der Landfremde, der nun der Vergangenheit eine Wendung zu noch ungewohnter Zukunft geben soll, zieht den gesitteten, klugen, beherzten Jüngling gern zu sich und versucht, ihn für sich zu gewinnen, für sich und für die neue Gegenwart. Sie gefallen einander, der Jüngling lernt hier, welchen hohen Reiz ein groß geführtes Gespräch haben kann; den Seinen ist derlei noch unbekannt. Wenn Hermann der Cherusker zum Frühstück bei Varus geladen war, mag er ähnlich empfunden haben. Beide hatten aber die Kraft, daß sich ihr Herz vom Verstande nichts einreden ließ. Doch als nun der Tell eben im vertrauten Verkehr mit dem Vogt allmählich die Gefahr fürs Vaterland erkannte, vielleicht auch schon durch ein leises Wanken im eigenen Gemüt gewarnt, da war er es, der die Gefährten auf den Rütli rief, er war es, der den Kleingläubigen, Unmutigen, Zögernden bewies, daß ihnen keine Wahl mehr blieb als zwischen ihrem

eigenen Untergang und dem des Landvogts, er war es, der, als sie vor so verruchter Untat zurückschauderten, sich dazu selber anbot. Und so wards beschlossen, aber Späher des Landvogts erkundeten ein Gerücht davon, und der Landvogt, als ihm die Rede des Tell und der Beschluß der Versammlung gemeldet wurden, ergrimmt tief über den Verrat des Jünglings, für den er im Herzen mit der Zeit ein fast väterliches Gefühl aufkeimen gefühlt und den allmählich für die Sache der höheren Kultur zu gewinnen er sich geschmeichelt hatte. Und wie es nun Verstandesmenschen, wenn sie doch einmal einer Empfindung nachgeben und sich darin betrogen sehen, immer leicht geschieht, daß sie dann die Herrschaft über sich verlieren und alles, was sie sonst in sich gebändigt niederhalten, jetzt auf einmal, als ob es sich für den erlittenen Zwang rächen wollte, sinnlos über sie hereinbricht, gab der Zorn dem Betrogenen, Verratenen bei der nächsten Begegnung den teuflischen Gedanken an den Apfelschuß ein. Tell, seiner Hand sicher, steckt keinen zweiten Pfeil zu sich. Er geht heim und läßt noch am selben Tag die Genossen von neuem zur Versammlung berufen. »Ihr wißt,« sagt er ihnen, »daß ich mich neulich selber anbot, des Landvogts Entfernung zu besorgen. Nun ist inzwischen etwas geschehen, was mir jene freiwillig übernommene Tat unmöglich macht. Der Tod des Vogts ist ein Gebot der vaterländischen Not. Es muß reinen Sinnes erfüllt werden, auch vor dem bloßen

Verdacht persönlicher Erbitterung gesichert. Weder mir selber noch anderen irgendeiner persönlichen Abneigung gegen ihn verdächtig, eher von ihm begünstigt, fast ihm befreundet, konnt ich die Tat guten Gewissens auf mich nehmen, um des Vaterlands willen. Jetzt darf ich es nicht mehr. Diese Tat soll Gericht über den Vogt sein. Zum Richter ist nicht bestimmt, wer selber etwas zu rächen hat. Trifft mein Pfeil ihn, so bin ich gerächt; es ist ein persönlicher Handel zwischen mir und ihm, und morgen kommt ein neuer Vogt und setzt das alte Unrecht fort. So will ich doch lieber, so schwer es mir ankommt, auf meine Rache verzichten, damit durch unverdächtige Tat endlich wieder Recht werden kann im Lande. Der Vogt selber hat mir einmal von einem Mann in Rom erzählt, von einem gewissen Brutus, der einen schlechten Kaiser umgebracht hat, obwohl er mit ihm befreundet war, und der Vogt hat mich merkwürdig angeschaut bei meiner Antwort: Nein, weil er mit ihm befreundet war! Denn eigentlich hat nur ein Freund Recht und das volle Maß dazu. Darum hab ich mich damals selber gemeldet, jetzt aber kann ich sein Freund nicht mehr sein, so muß die Tat jetzt, damit nichts Unrichtiges in sie hineinkommt, von einem anderen übernommen werden.« So sprach der Tell, und dann sprach nur noch einer von den Ältesten, der sagte: »Das versteht sich. Wer meldet sich?« Es meldeten sich aber so viele, daß gelost werden mußte. Der aber ausgelost wurde und das Gericht über den

Vogt vollzog, wurde bald vergessen, denn er hatte ja nur seine Pflicht getan, keines Aufhebens wert.

Mein junger Freund, der diesen Tatbestand aus einer verschollenen Chronik ermittelt haben will, setzt nun seinen Ehrgeiz darein, herauszufinden, um welche Zeit etwa der Sinn der alten Schweiz sich so verdunkelt haben mag, daß aus dem geschichtlichen Tell der mythische Mörder Geßlers, daß ein Rechtsvollzug zum Akt der Privatrache werden konnte. Gerade diesen Übergang genau datieren zu können, scheint ihm deshalb so wichtig, weil er einen völligen Wechsel in der menschlichen Gesinnung anzeigt. Vorher wird jede Tat um ihre sittliche Berechtigung befragt, nachher wird nur noch gefragt, ob wir eine Tat persönlich begreifen können; der alten Zeit gilt bloß, was sich vor dem Gewissen als Pflicht ausweisen kann, der neuen genügt, was sich aus den Umständen entschuldigen läßt: einst ging es um die Sicherung ewiger Werte, jetzt geht es um den Schutz der eigenen Willkür.

Z E L T E R S S E E F A H R T

Zelter an Goethe am 14. September 1820

EINEN Traum muß ich Dir wohl erzählen: Ich saß auf einem Schiffchen und sah die große Sonne über dem Meere aufgehn. Ein Sturm entstand. »Gräßlich schlug die Flut, Doch lohnte Gott bescheidenen Glaubensmut.«

Ich sang von Deinen Gedichten, und als ich erwachte, war ich in Swinemünde.

Das Wahre von der Sache ist folgendes. Mir ist hohe Ehre widerfahren: mit eigenen Augen habe ich einen kompletten Seesturm gesehen und bestanden. Unser fünf verabredeten eine Seefahrt von Rügen aufs Meer, wozu ein Fahrzeug gemietet werden sollte. Viere ließen absagen, und so stand die Sache. Nun ging ich zu einem Bootsmann und behandelte mir ein Boot auf zehn Meilen, von Rügen bis Swinemünde. Sonnabends, den 2. September, früh um drei Uhr ward ich geweckt. Ein Polizeigendarm und ein Student aus Berlin, die sich zu mir gesellten, die beiden Bootsleute und ich bestiegen das Schiffein, und um fünfeinviertel Uhr ward das Ankerchen gehoben.

Wir hatten Nordostwind uns gerade entgegen, doch die Sonne zeigte sich in höchster Pracht, und der Steuermann wollte wissen, der Wind werde herum ins Land gehn. Unsre kleinen Segel pfften und knarrten, und der Kiel farzte und brummte gegen die kurzen Wellen, daß es eine Lust war. Bei dem Küstendorfe Neukamp waren wir eingestiegen und kreuzten durch den Rügenschcn Bodden, um den Vilm herum, dem Hager Wiek vorbei, durch das Neue Tief über drei Stunden, ohne recht vom Flecke zu kommen. Endlich stachen wir in See, wo wir bessere Fahrt bekamen, doch der Wind blieb, wie er war. Gegen neun Uhr vervielfältigten sich die Windwolken, gingen aneinander,

um zehn Uhr war nichts mehr von der Sonne zu sehn, der Horizont und das graugrüne Meer waren Eine Masse. Die Wellen gingen höher und höher auf uns her, von beiden Seiten über Bord, und einer hatte beständig Wasser auszuschütten.

So kreuzten wir auf Insel Ruden (Rüden) los, dann wieder links auf die Greifswaldsche Oie, und endlich abends gegen sechs Uhr erblickten wir die Reede von Swinemünde, die an den Masten der vor Anker liegenden Schiffe erkannt wurde; denn vor hohen Wellen, und weil's ziemlich dunkel geworden, war der Hafen nicht zu erkennen. Als ich diese Schiffe, worunter vier Dreimaster waren, hier auf den Wellen tanzen sah, daß die Enden das Meer küßten und die Wellen an den Masten hinaufschlugen, ward mir die Gefahr meines Schiffeleins deutlich, auch waren wir noch über zwei Meilen in See. Nun wurde rechts gesteuert, der Wind gewonnen, und nun hättest Du sehn sollen, wie der Wind, unsre kleinen Segel auf den Armen, uns wie durch die Luft davontrug, so daß wir in weniger als dreißig Minuten zwischen den Reede-schiffen schwammen. Alles, was darinne war, kam an Bord und schrie uns ein freudiges Hurra entgegen, das sich mit dem Heulen des Windes und Walzen der Wogen recht harmonisch machte.

Da ich seekrank zu werden fürchtete, hatte ich mir Strohsäcke ins Boot bringen lassen. Diese nun hatte mein Herr Polizeigendarm eingenommen und seinen

ganzen Katechismus drauf gespieen. Wie dieser Herr von Hafen reden hörte, wurde er lebendig und wollte den Weg im Hafen besser wissen, als ihn uns die guten Schiffer zugerufen hatten. Es lag eine weiße und eine schwarze Tonne auf dem Hafen, zwischen welchen wir einfahren sollten; wegen Dunkelheit sahen wir die eine Tonne nicht, und so geriet das Boot zu weit links auf die sogenannte »Platte«, wo uns eine fünfzig Fuß breite Welle so empfing, daß unser Boot noch hier konnte umgeworfen werden, wenn ich mich nicht mit Gewalt über das hohe Bord gelegt und es so erhalten hätte. Wasser hatten wir im Boote und in unsern Kleidern keinen Mangel. So gelangten wir denn gesund und frohen Mutes ans Bollwerk, wo ausgestiegen wurde, und so hat Amor seinen und Deinen Freund und Priester seinem Dienste erhalten. Poseidon habe ich im Zorne gesehn; der alte Herr nahm sich recht borstig aus, doch Äolus hob unsre kleinen Segel, und das Schifflin bestieg wie ein stolzes Roß die höchsten Wellen auf und ab.

Als wir ausgestiegen waren, fanden wir den Lotsenkommandeur, die Wachtlotsen und den Schiffahrtsdirektor, die unsere Fahrt für vollkommen gewagt erklärten und unsere beiden Bootmänner naseweis nannten. Das Boot ist zwanzig Fuß acht Zoll im Kiele lang und neun Fuß breit; seine Bauart wurde von den uns umgebenden Seeleuten vollkommengenannt. Einer der Lotsen sagte: »Nu, eenmaal geit et!«

Da ich nun meinem treuen Boote und seinen jungen verständigen Führern ihr Recht getan (der Steuermann, dem das Boot gehört, heißt Krüger und ist ein fünfundzwanzigjähriger, gesetzter und wohlwollender Mensch), so darf ich auch wohl von mir sagen, daß ich ad 1) keinen Augenblick seekrank gewesen und mich auf der ganzen dreizehnstündigen Fahrt wohlgemüt und munter dem Anschauen der unendlichen Bewegung überlassen habe, wodurch sich das Meer von großen fließenden Wassern unterscheidet. Der Strom, der ins Meer tritt, erscheint hier wie ein Kind, das aus der Schule kommt; so verging mir alle Wichtigkeit meiner selbst, wie mein ganzes Sein nichts als Aug und Ohr war. Wenn ich nun jetzt bedenke, wie ein halbzölliges Brettchen zwischen mir und der offenbaren See die Scheidewand machte, wie ich Dich durch meinen frühern Tod und mein Haus in Trauer gesetzt hätte, so schaudre ich, ohne daß ich mich einer ähnlichen Empfindung an Ort und Stelle zu erinnern wüßte. Es fielen mir unzählige Stellen der Dichter ein, die ich rezitierte, ohne sie gelernt zu haben, und was mich am meisten unterhielt, war, wie ich selbst in manchen meiner Kompositionen Sturm und Wetter nicht als solche, sondern als Sensationen zu verstehn gegeben habe. — »Nun, ihr Musen, genug!«

*Aus dem in Vorbereitung befindlichen Bändchen
der Inselbücherei »Zelter auf Reisen«*

RAINER MARIA RILKE
ZWEI GEDICHTE
(für E. S.)

Ex voto

WELCHES, unter dein Bild, heft ich der Glieder, der
kranken,
Schweigende du, die ich lang, die ich langsam be-
schwor?

Häng ich die Hände dir hin, die vom Herzen mir sanken,
oder selber das Herz, das diese Hände verlor?

Heilest du mir meinen Fuß, der zu der armen Kapelle
schmerzhaft die Wege vollzog? Willst du mein knie-
endes Knie?

Weiß ich denn, was mir geschah? — Es verschlang
mich die Welle,
oder ein Feuer ging um und war größer als sie.

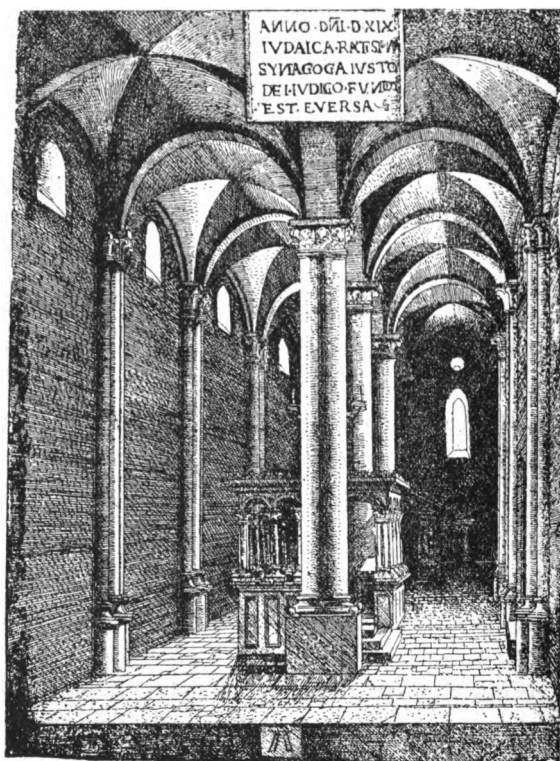
Oder war es der Blitz? Oder fiel ich vom Wagen?
Drang ein Gift in mich ein, oder stieß mich ein Tier?
Hat die Erde an mich —, hab ich an die Erde geschlagen?
Nimm mich ganz an dein Bild: Vielleicht siehst du's
an mir.

Tränenkrüglein

ANDERE fassen den Wein, andere fassen die Öle
in dem gehöhlten Gewölb, das ihre Wandung um-
schrieb.

Ich, als ein kleineres Maß und als schlankestes, höhle
mich einem andern Bedarf, stürzenden Tränen zulieb.

Wein wird reicher, und Öl klärt sich noch weiter im
Kruge.
Was mit den Tränen geschieht? — Sie machten mich
schwer,
machten mich blinder und machten mich schillern am
Buge,
machten mich brüchig zuletzt und machten mich leer.



B Ü C H E R
AUS DEM
INSEL - VERLAG

Neuerscheinungen und wichtige Neuauflagen sind mit einem Stern bezeichnet. Die angegebenen Preise sind Grundzahlen, die mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins zu vervielfältigen sind. Über die Auslandspreise ist ein besonderes Verzeichnis erschienen, das kostenlos zu beziehen ist.

GOETHE

- GOETHE SÄMTLICHE WERKE** in sechzehn Bänden. Herausgegeben unter Mitwirkung von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 120.—; in Leder M. 250.—
- GOETHE FAUST.** Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. 105.—109. Tausend. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 12.—
- GOETHE DICHTUNG UND WAHRHEIT.** Taschenausgabe. In Leinen. 18.—22. Tausend. M. 7.—
- GOETHE SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE.** Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 16.—21. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 26.—
- GOETHE GEDICHTE.** Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 11.—15. Tausend. In Pappband M. 3.—; in Halbleder M. 5.50
- GOETHE WESTÖSTLICHER DIVAN.** Gesamtausgabe. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 12.—
- GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER.** Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. *Siebente Auflage*. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 10.—
- GOETHE BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER.** Neu herausgegeben von *Max Hecker*. *Vierte Auflage*. Mit 3 Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50
- *GOETHE BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN.** Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M. 18.—; in Halbleder M. 26.—
- DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER.** Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker*. Vier Bände. In Leinen je M. 6.— (Bisher erschienen Band I—III; Band IV folgt im Jahre 1924.)
- *DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE.** Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. *Sechste Auflage*. In Halbleinen M. 10.—; in Halbleder M. 15.—
- *BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE.** Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum ersten Male herausgegeben von *Reinhold Steig*. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

GOETHE'S ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. v. *Emil Schaeffer*. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 4.—

GOETHE'S GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 20.—23. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 16.—

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster Band. Mit 6 Bildtafeln. Zweiter Band. Mit 7 Bildtafeln. Dritter Band. Mit 4 Bildtafeln. In Halbleinen je M. 4.—

KLASSIKER UND GESAMTAUSGABEN

*BÜCHNER, GEORG: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 16.—

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole*, *Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in 6 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.—

Einzeln in Leinen gebunden lieferbar je M. 7.50: David Copperfield — Der Raritätenladen — Die Pickwickier — Martin Chuzzlewit — Nikolaus Nickleby — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

DOSTOJEWSKI, F. M.: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN IN 25 BÄNDEN. Eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 400.—; in Halbpergament M. 450.—

Einzelausgaben siehe Bibliothek der Romane, Seite 203.

*HÖLDERLIN, FRIEDRICH: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Text der Ausgabe Franz Zinkernagels, der heutigen Schreibweise angenähert durch *Friedrich Michael*. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 4.—7. Tausend. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 12.—

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. 22.—25. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—

KANTS SÄMTLICHE WERKE IN SECHS BÄNDEN. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.—; in Leder M. 90.—

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 7.50

- KELLER, GOTTFRIED: GESAMMELTE WERKE.** Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 32.—; in Halbleder M. 45.—; in Leder M. 65.—
- **DER GRÜNE HEINRICH.** Vollständige Ausg. in einem Bande auf Dünndruckpapier. 10.—15. Taus. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 16.—
- **DAS SINNGEDICHT.** In Halbleinen M. 4.—; in Halbleder M. 6.50
- SCHOPENHAUERS WERKE** in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach, Max Brahn* und *Hans Hennig*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 36.—; in Leder M. 75.—
- **APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT.** Taschenausgabe. 35.—39. Tausend. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 12.—
- SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE** in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieckschen* Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von *Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Luise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff*. In Pappband M. 3.— (Doppelband M. 3.50); in Halbpergament M. 4.50 (Doppelband M. 5.50)
- Bisher erschienen: *Macbeth* — *Hamlet* — *Othello* — *Ein Sommernachtstraum* — *König Lear* — *Sturm* — *Was ihr wollt* — *Cymbelin* — *Verlorene Liebesmüh* — *König Heinrich IV.* (Doppelband) — *Antonius und Cleopatra* — *Komödie der Irrungen* — *Romeo und Julia* — *Heinrich V.* — Weitere Bände werden in kurzem folgen.
- STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE** in 5 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 80.—
- Als Einzelausgaben erschienen:
- **STUDIEN.** (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 14.—17. Tausend. In Leinen M. 16.—; in Leder M. 32.—
- **DER NACHSOMMER.** Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 6.—9. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 16.—
- **WITIKO.** Roman. Vollständige Ausgabe. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 16.—
- *— **BUNTE STEINE. NACHLESE.** In Leinen M. 8.—; in Leder M. 16.—
- STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE.** In acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 16.—19. Tausend. In Halbleinen M. 42.—; in Halbpergament M. 60.—
- TOLSTOI, LEO N.: SÄMTLICHE ROMANE** in acht Bänden. Übertragen von *Adolf Heß* und *H. Röhl*. In Halbleinen M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—
- Inhalt: *Anna Karenina* — *Auferstehung* — *Krieg und Frieden* — *Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre.*

DEUTSCHE UND AUSLÄNDISCHE DICHTUNGEN

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage*. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappbd. M. 4.—; in Halbleder M. 7.—; in Saffianleder M. 26.— (mit der Hand unter Benutzung alter Vergoldstempel gebunden)

*ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. *Dritte Auflage*. (Im Druck)

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von *Hans Bethge*. 13.—16. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.—; in Seide M. 7.—

*BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 44.—; in Leder M. 46.—

Zunächst erschienen:

Band I. Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal* — Balzac, ein Essay von *Wilhelm Weigand* — Vorrede — Das Haus »Zur Ballspielenden Katze« — Die verlassene Frau — Gobseck — Die Frau von dreißig Jahren — Der Ehevertrag

Band II. *Ursula Mirouet* — *Eugenie Grandet* — Der Pfarrer von Tours — Die alte Jungfer — Frauenstudie

Band III. Ein Junggesellenheim — Das Antiquitäten-Kabinett — Die Lilie im Tal

*— DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt *CONTES DROLATIQUES*. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 44.—; in Leder M. 46.—

— *PHYSIOLOGIE DER EHE*. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von *Heinrich Conrad*. 44.—44. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 12.—

BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 45.—48. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Leinen M. 5.—

*BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande. (1400 Seiten.) 34.—35. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 47.—

- CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer*. Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider*. Zwei Bände in Halbleinen M. 8.—; in Halbleder M. 13.—
- DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge*. 32.—36. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.—; in Seide M. 7.—
- DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 10.—; in Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 22.—
- GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 12.—14. Tausend. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—; in Leder M. 40.—
- * — — Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.—76. Tausend. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 8.50
- GOGOL, N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen v. *H. Röhl*. In Pappbd. M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50
- HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von *Hans Bethge*. 13.—16. Taus. In Halbleinen nach Art chines. Blockbücher M. 3.—; in Seide M. 7.—
- HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 45.—50. Tausend. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 12.—
- *HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 4.—
- JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von *Hans Bethge*. 21.—24. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.—; in Seide M. 7.—
- *DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. 16.—20. Tausend. In Pappband M. 2.50
- LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular*. 14.—16. Taus. In Pappband M. 3.—; in Halbpergament M. 5.—
- PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Pappbd. M. 4.—.
- — *Illustrierte Ausgabe* mit den 8 Kupfern von *J. J. Coigny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 10.—; in Leder (Handband mit reicher Vergoldung unter Benutzung alter Stempel) M. 30.—

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von *Dürer*, *Beham* u. a. nach Originaldrucken. 7.–10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M. 10.–; in Halbpergament M. 16.–

SHAKESPEARES SONETTE. Übertragen von *Eduard Saenger*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 4.50

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 5.–9. Tausend. In Leinen M. 6.50; in Leder M. 14.–

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 6.50; in Leder M. 14.–

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 9.–11. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 5.–

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. *Zweite Auflage*. (Im Druck)

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 116.–122. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 6.50

ZOLA, EMILE: ARBEIT: Roman. In Halbleinen M. 3.–

— FRUCHTBARKEIT. Roman. In Halbleinen M. 3.–

— WAHRHEIT. Roman. In Halbleinen M. 3.–

ZEITGENÖSSISCHE DICHTER

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 4.–13. Tausend. In Halbleinen M. 8.–

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M. 4.50

— GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M. 2.–

— DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M. 2.–

— UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vorlaut.) In Pappband M. 3.–

BIERBAUM, OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung und Zierstücke von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 81.–86. Tausend. In Pappband M. 3.–

*BLUTH, KARL THEODOR: DICHTUNGEN. In Pappbd. M. 2.–

BRAUN, FELIX: TANTALOS. Tragödie. In Pappband M. 2.–

- CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. In Pappband M. 3.—
- DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50; in Halbleder M. 4.—
- *— GEDICHTE. *Dritte, veränderte Auflage.* In Pappband M. 2.50
- DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—
- DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappbd. M. 2.—
- *— DER HEILIGE BERG ATHOS. Eine Symphonie III. In Pappband M. 2.50
- HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M. 3.—
- HYMNE AN ITALIEN. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 3.50
- LUCIDIARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50
- DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50
- MIT SILBERNER SICHEL. *Zweite Aufl.* In Pappband M. 2.50
- PERLEN VON VENEDIĞ. Gedichte. In Pappband M. 2.—
- DER STERNHELLE WEG. Gedichte. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 2.50
- *— SPARTA. In Pappband M. 2.50
- WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—
- *EFTIMIU, VICTOR: PROMETHEUS. Tragödie in fünf Akten. Deutsch von *Felix Braun*. Mit Geleitwort von *Hugo von Hofmannsthal*. In Pappband M. 2.—
- FRANK, LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 46.—20. Tausend. In Pappband M. 2.50
- DIE URSACHE. Roman. 44.—20. Tausend. In Pappband M. 2.—
- HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8.—40. Tausend. In Pappband M. 3.—
- GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 49.—24. Tausend. In Pappband M. 3.—
- KÖNIG SALOMO. Drama. In Pappband M. 2.50
- SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappbd. M. 3.—
- TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M. 3.—

- HOFMANNSTHAL, HUGO VON: GEDICHTE.** In Pappbd. M. 3.—; 500 Exemplare wurden mit einer Titelradierung von *Walter Tie-
mann* versehen: in Halbleder M. 6.—
- **DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN.** 46.—50. Tausend. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.50
- **DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER.** In Pappband M. 2.—
- HUCH, RICARDA: ALTE UND NEUE GEDICHTE.** *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—
- **DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.** Drei Bände. 40.—43. Tausend. (Vergriffen)
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.
- **DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI.** 43.—45. Tausend; In Halbleinen M. 4.50
- **DER LETZTE SOMMER.** Eine Erzählung in Briefen. 7.—9. Tausend. In Pappband M. 2.50
- **ENTPERSÖNLICHUNG.** 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 4.—
- **VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE.** *Achte Auflage.* In Pappband M. 3.50; in Leinen M. 5.—
- **LUTHERS GLAUBE.** Briefe an einen Freund. 46.—49. Tausend. In Pappband M. 4.—
- **MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO.** 6.—8. Tausend. In Pappband M. 3.—
- **MICHAEL UNGER.** Des Romans »Vita somnium breve« *neunte Auflage.* In Halbleinen M. 4.50
- **DIE VERTEIDIGUNG ROMS.** Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 4.50
- **DER KAMPF UM ROM.** Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 5.—7. Tausend. In Halbleinen M. 4.50
- **DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT.** 44.—45. Tausend. In Halbleinen M. 4.—
- **WALLENSTEIN.** 40.—42. Tausend. In Pappband M. 3.—
- * — **MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE.** In Leinen M. 4.—
- LAWRENCE, D. H.: DER REGENBOGEN.** Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius.* In Pappbd. M. 4.—
- * **LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: KANZONNAIR.** In Pappband M. 2.50

- MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie. *Zweite Auflage*. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M. 2.50
- DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe*. In Pappband M. 2.50
 - DER DENKER. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe*. In Pappbd. M. 2.50
 - TAG UND NACHT. Gedichte. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 2.50
 - DER GLÜHENDE. Gedichtwerk. *Dritte Aufl.* In Pappbd. M. 2.50
 - DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Pappband M. 2.50
 - DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. *Neue, erweiterte Auflage*. In Pappband M. 2.50
 - DER SONNE-GEIST. Mythos. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 2.50
 - DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. *Dritte Aufl.* In Pappbd. M. 2.50
- *MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Pappband M. 4.—
- *— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 4.—
- SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 3.50
- NADEL, ARNO: DER TON. In Leinen M. 5.—
- PULVER, MAX: AUFFAHRT. In Pappband M. 2.—
- IGERNES SCHULD. In Pappband M. 2.—
 - MERLIN. In Pappband M. 2.—
- RILKE, RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 14.—16. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—
- DIE FRÜHEN GEDICHTE. 18.—20. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—
 - DAS BUCH DER BILDER. 23.—26. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—
 - NEUE GEDICHTE. 18.—20. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—
 - DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. 14.—16. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—
 - DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben — Von der Pilgerschaft — Von der Armut und vom Tode.) 40.—49. Tausend. In Halbleinen M. 3.—

- RILKE, RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin – Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 40.–42. Tausend. In Pappbd. M. 4.50
- GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 29.–33. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50
- DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 48.–20. Tausend. Zwei Bände. In Pappband M. 6.–; in Halbleder M. 40.–
- *— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M. 3.–
- *— DUINESER ELEGIEN. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 5.50
- SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50
- DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.50
- ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.–12. Tausend. In Pappband M. 3.50
- GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. 7.–10. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 3.50
- *— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. 5.–8. Tausend. Drei Bände auf Dünndruckpapier. (Im Druck)
- HEROISCHE FAHRT. Gedichte. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 3.50
- GEVATTER TOD. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. In Pappband M. 3.–
- *— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.–6. Tausend. (Im Druck)
- JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.–14. Taus. In Pappbd. M. 4.–
- *— DICHTER UND DICHTUNG. Kritische Versuche. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 7.50
- *— DAS KLEINOD IM LOTOS. (Die Buddha-Legende.) Frei nach dem englischen *The Light of Asia or The Great Renunciation by Edwin Arnold.* In Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–
- TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M. 4.–
- DER VERBORGENE HERBST. Roman. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.–
- GEDICHTE UND SZENEN. In Halbleinen M. 4.50
- NEUE GEDICHTE. In Halbleinen M. 4.50

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 9. bis 13. Tausend. In Halbleinen M. 4.—

— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valetton-Hoos*. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 4.—

VERHAEREN, EMILE: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*. 6.—9. Tausend. In Pappband M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50

— DREI DRAMEN. (Helenas Heimkehr — Philipp II. — Das Kloster.) Nachdichtung von *Stefan Zweig*. In Pappband M. 3.—

— DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech*. In Pappband M. 3.—

VOGELER-WORPSWEDE, HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. 7.—8. Tausend. In Halbleinen M. 5.—

ZWEIG, STEFAN: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 11. bis 21. Tausend. In Halbleinen M. 4.50

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 16. bis 19. Tausend. In Halbleinen M. 4.—

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 13.—15. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50

— JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 22.—25. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50

— LEGENDE EINES LEBENS. Ein Kammerspiel in drei Aufzügen. 3.—4. Tausend. In Pappband M. 2.50

— TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.50

— DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.50

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

*ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Halbleder M. 15.—

- DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI.** Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 45.—49. Tausend. In Pappband M. 4.—
- DER BORN JUDAS.** Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. Sechs Bände in Pappband je M. 4.50; in Halbpergament je M. 7.—
Einzeln sind lieferbar:
Erste Serie: Bd. I: »Von Liebe und Treue«, Bd. II: »Vom rechten Weg«, Bd. III: »Mären und Lehren«. 4.—7. Tausend.
Zweite Serie: Bd. IV: »Weisheit und Wahrheit«, Band V: »Volkserzählungen«, Bd. VI: »Kabbalistische Geschichten«.
- ***GESTA ROMANORUM.** Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.—10. Tausend. In Pappband M. 3.50
- ***HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN.** Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50
- DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN,** das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 44.—
- DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGL.** Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch v. *Martin Buber*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 3.—
- *(**MELUSINE**;) **DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE.** Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers*. In Halbleinen M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50
- REINKE VOSS,** eene ole Geschichte, nee vertelt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50
- (**RÜBEZAH**;) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezah, zuwege gebracht durch *M. Johannes Praetorius*. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.50
- ***SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLAS-
SISCHEN ALTERTUMS.** Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 10.—
— — Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Halbleinen M. 44.—

(1001 NACHT:) DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSEND-
UNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs
Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Cal-
cuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*.
Erster und zweiter Band, in Leinen je M. 8.—; in Leder je M. 16.—

*DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER
NACHT. Volksausgabe in einem Band. 44.—44. Tausend. In Papp-
band M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

BRIEFE UND LEBENDOKUMENTE

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: BERICHTE DER ZEITGENOS-
SEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN.
Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln.
Zwei Bände. In Halbleinen M. 40.—; in Halbleder M. 45.—

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ, aus Jugendbriefen
ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Eingeleitet von
Paul Ernst. 3. Auflage. In Leinen M. 4.—; in Halbpergament M. 6.50

*(DIOTIMA:) DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN.
Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste
und dem Faksimile eines Briefes. 46.—20. Tausend. In Pappband
M. 2.50; in Halbleder M. 4.—

FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Ernst Berg-
mann*. In Halbleinen M. 3.50

GILDEMEISTER, OTTO: BRIEFE. Herausgegeben von *Lissy
Susemühl-Gildemeister*. In Pappband M. 3.—

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*.
In Halbleinen M. 4.—

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich
Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 49 zeitgenöss-
schen Bildern. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 6.50

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard
Oehler*. 24.—25. Tausend. In Halbleinen M. 4.—

— BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben
von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Zwei Bände. In Halbleinen M. 7.—

*— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von
Elisabeth Förster-Nietzsche und *Fritz Schöll*. Dritte Auflage.
In Halbleinen M. 4.—

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn.
Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit vier Bildern in Licht-
druck. In Pappband M. 4.—

SCHOPENHAUER, ARTHUR: BRIEFWECHSEL UND ANDERE
DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben
von *Max Brahn*. In Halbleinen M. 4.—

*SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein
Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 44 Bildtafeln und
3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Halbleinen M. 12.—;
in Halbleder M. 18.—

*SPINOZAS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE.
Ausgewählt und übertragen von *J. Bluwstein*. 3.—5. Tausend. In
Halbleinen M. 4.—

ESSAYBÜCHER

BAHR, HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 5.—

— SUMMULA. Essays. In Halbleinen M. 5.—

*— SENDUNG DES KÜNSTLERS. In Halbleinen M. 5.—

*BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE D. GESCHMACKS. In ge-
kürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten
der französischen Ausgabe von 1864. *Zweite Auflage*. In Halb-
leinen M. 4.—; in Halbleder M. 7.—

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung.
6. und 7. Tausend. In Pappband M. 3.—

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuauflage.
5. und 6. Tausend. In Pappband M. 4.—

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. *Zweite Auflage*. In
Pappband M. 3.—

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. *Zweite Auflage*.
In Pappband M. 3.—

*— ICH UND DU. (1923.) In Pappband M. 3.50

KASSNER, RUDOLF: DIE CHIMÄRE – DER AUSSÄTZIGE. In
Pappband M. 3.—

— ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M. 3.50

*— ESSAYS aus den Jahren 1900–1922. In Pappband M. 3.50

— DER INDISCHE GEDANKE – VON DEN ELEMENTEN DER
MENSCHLICHEN GRÖSSE. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 3.—

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Pappbd. M. 3.—

— MELANCHOLIA. Eine Trilogie des Geistes. *Zweite Auflage*.
In Pappband M. 3.50

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers.
Dritte Auflage. In Pappband M. 3.—

- KASSNER, RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 3.—
 — ZAHL UND GESICHT. In Pappband M. 3.—
 SCHEFFLER, KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 3.50
 — BISMARCK. Eine Studie. In Pappband M. 2.50
 *TAKEUTSCHI, X: DIE WAHRHEITSSUCHER. Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Eingeleitet von *Wilhelm Solf*. In Halbleinen M. 3.50
 WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN ALTER UND NEUER ZEIT. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 4.50

KUNSTBÜCHER

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*. Jeder Band (Großoktavformat) in Halbleinen je M. 8.—; in Halbpergament je M. 11.—

- LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen.
 ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen.
 PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln.
 *ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen.
 *DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen.
-
- *(BREMEN:) DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom Focke-Museum für Bremische Altertümer. Mit 100 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—
 GLASER, CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.—9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 11.—
 LÜTHGEN, EUGEN: BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 Bildtafeln. In Halbleinen M. 4.—
 PFISTER, KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M. 4.—
 *REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der Preussischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 6.—

- RILKE, RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN.** Mit 96 Vollbildern. 36.–40. Tausend. In Halbleinen M. 5.50
- SCHEFFLER, KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.** Mit 78 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 12.–
- **DER GEIST DER GOTIK.** Mit 102 Bildtafeln. 31.–35. Tausend. In Halbleinen M. 5.50
- **ITALIEN.** Mit 118 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 9.–; in Halbpergament M. 13.–
- UHDE-BERNAYS, HERMANN: ANSELM FEUERBACH.** Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- VERHAEREN, EMILE: REMBRANDT.** Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- **RUBENS.** Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 ganzseitigen Bildtafeln. 26.–30. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- *VOLL, KARL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING.** Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Bildtafeln. *Zweite, verbesserte Auflage.* In Halbleinen M. 10.–; in Halbpergament M. 14.–
- WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRER.** Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 21.–24. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- **ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE.** Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- **ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN.** Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 5.–
- **ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST.** Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Bildtafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 20.–
- WASMANN, FRIEDRICH.** Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 8.–

ILLUSTRIERTE WERKE

- ARCOS, RENÉ: DAS GEMEINSAME.** Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 27 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Pappband M. 3.–

- *BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE. Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré*. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 12.—
- *CHODOWIECKI: VON BERLIN NACH DANZIG. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste in Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von *Wolfgang von Oettingen*. In Pappband M. 8.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder mit der Hand unter Benutzung alter Vergoldestempel gebunden M. 45.—
- DEFOE: DAS LEBEN UND DIE GANZ UNGEMEINEN BEGEBENHEITEN DES WELTBERÜHMTEN ENGELLÄNDERS ROBINSON CRUSOE. Mit 84 Steinzeichnungen von *Richard Janthur*. *Einmalige Auflage* in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 40.—; in Pergament (Handband) M. 46.—
- *VERHAEREN, EMILE: DER SELTSAME HANDWERKER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN: Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 26 Holzschnitten v. *Frans Masereel*. In Halbleinen M. 4.50
- FÜNF ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 28 Holzschnitten von *Frans Masereel*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 4.50
- VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Halbleinen M. 4.50

VORZUGSDRUCKE FAKSIMILEAUSGABEN

- *ANNETTE. Faksimile-Wiedergabe der 1767 von *Ernst Wolfgang Behrisch* geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. In Offsetdruck hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. *Einmalige Aufl.* in 300 nummerierten Exemplaren. In Pappbd. M. 44.—, in Leder (Handband) M. 32.—
- *GRÄFLICH ERBACHSCHES SILHOUETTENBUCH. Silhouetten von Verwandten und Freunden nach dem Leben vollkommen ähnlich gezeichnet von *Johann Wilhelm Wendt*. Angefangen anno MDCCLXXV von Friedrich Graf zu Erbach. 67 Tafeln mit Nachwort von *Karl Morneweg*. Faksimile-Ausgabe in Steindruck hergestellt in 300 nummerierten Exemplaren. (Im Druck)

- ***BACH, JOHANN SEBASTIAN:** DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. *Einmalige Auflage* in 500 nummerierten Exemplaren. In reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 80.—; in Halbleder M. 60.—; in Halbleinen M. 40.—
- ***LI-TAI-PE:** GEDICHTE. Nachdichtungen von *Klabund*. Mit 16 Steinzeichnungen von *Rudolf Großmann*. *Einmalige Auflage* in 320 nummerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 22.—
- ***TÖPFFER, RODOLPHE:** LA BIBLIOTHÈQUE DE MON ONCLE. Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigegeführten Nachwort von *Walther Vulpus*. *Einmalige Auflage* von 800 Exemplaren. In Halbleder M. 40.—; in Leder (Handband mit Vergoldung unter Benutzung alter Stempel) M. 32.—
- HOFMANNSTHAL, HUGO VON:** DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Einmalige Vorzugsausgabe, gedruckt in der neu aufgefundenen Fleischmann-Antiqua von *Jakob Hegner* in Hellerau in 330 nummerierten Exemplaren auf echtem Büttenpapier. In Halbpergament M. 48.—
- ***RILKE, RAINER MARIA:** DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. Vorzugsausgabe: 330 nummerierte Exemplare auf echtem Büttenpapier, in Halbleder (Handband) M. 48.—
- VERMEYLEN, AUGUST:** DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämisches übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 42 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Pergament M. 20.—
- ***MÉRIMÉE, PROSPER:** TAMANGO. Eine Erzählung, übertragen von *Julius Zeitler*. Mit 8 Radierungen von *Karl Miersch*. Dritter Druck der Staatlichen Akademie zu Leipzig. *Einmalige Auflage* in 200 nummerierten Exemplaren. Nr. 1–75 signiert, in Halbpergament (Handband) M. 32.—; Nr. 76–200 in Halbpergament M. 20.—
- ***STAMMBUCH DES MALERS ADRIAN ZINGG.** 85 Blätter. Mit einem Nachwort von *Erwin Hensler*. In vielfarbigem Lichtdruck hergestellt in der Staatlichen Akademie zu Leipzig in 300 nummerierten Exemplaren. In Maroquin-Handband M. 440.—; in Leder M. 60.—

MEMOIREN UND CHRONIKEN

- S. T. AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK.** Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—
- ***CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN.** Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 6.–40. Tausend. Mit 46 Bildtafeln. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

***CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO.** Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 6.–40. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 6.–9. Tausend. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

***MEMOIRES DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND.** Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 46.–49. Tausend. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

***MEMOIRES DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH.** Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 9. bis 13. Tausend. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen von *Johannes Bühler*

Jeder Band in Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 7.50

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.–14. Tausend.

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

***DAS FRANKENREICH.** Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DER DOM, BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

VON BAADER, FRANZ: SCHRIFTEN. Ausgewählt u. herausgeb. von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

BÖHME, JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50

FECHNER, GUSTAV TH.: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von *Max Fischer*. 5.–7. Taus. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50

HAMANN, J. G.: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50

***HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN.** Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 6.50

*SEUSE, HEINRICH: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50

TAULER, JOHANN: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeb. und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen v. *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen M. 4.—; Doppelbände M. 5.—

ALEXIS, WILLIBALD: DIE HOSEN DES HERRN VON BRE-DOW. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von *Georg Gärtner*.

CERVANTES: Novellen. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer*. Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider*. Zwei Bände.

DE COSTER: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski*. 11.—20. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend.

— UILENSPIEGEL UND LAMMEGOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend. Doppelband.

DOSTOJEWSKI: ROMANE UND NOVELLEN. Einzelausgaben: Arme Leute — Der Doppelgänger — Aus dem Dunkel der Großstadt — Helle Nächte — Die Wirtin und andere Novellen — Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen — Ein kleiner Held — Onkelchens Traum — Das Gut Stepantschikowo — Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände — Aufzeichnungen aus einem Totenhouse — Schuld und Sühne (Raskolnikow). Zwei Bände — Der Spieler und andere Erzählungen — Der Idiot. Drei Bände — Der lebenslängliche Ehemann — Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett — Die Teufel. Drei Bände — Werdejahre. Zwei Bände — Die Brüder Karamasoff. Drei Doppelbände.

GEORGES EEKHOUD: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von *Tony Kellen*.

- FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 34.—35. Tausend.
- SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.—30. Tausend.
- FRANÇOIS, LOUISE VON: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGS-SÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.
- DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 49.—58. Tausend
- GOTTHELF, JEREMIAS: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. 44.—45. Tausend.
- *GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 24.—25. Tausend.
- HOFFMANN, E. T. A.: DER GOLDNE TOPF—KLEIN ZACHES—MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 44.—45. Tausend.
- JACOBSEN, JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrh. Übertragen v. *Mathilde Mann*. 26.—34. Taus.
- NIELS LYHNE. Übertragen v. *Anka Matthiesen*. 44.—45. Taus.
- KELLER, GOTTFRIED: DAS SINNGEDICHT
- LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertrag. v. *Mathilde Mann*. 35.—42. Taus. Zwei Bände.
- LIE, JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von *Mathilde Mann*.
- MEINHOLD, WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.
- MÖRIKE, EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 44.—45. Tausend. Doppelband.
- MORITZ, KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.
- MURGER, HENRI: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 24.—25. Tausend.
- PHILIPPE, CHARLES-LOUIS: MARIE DONADIEU. Übertragen von *Friedrich Burschell*.
- SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.—40. Tausend. Doppelband.
- SCOTT, WALTER: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*. 44.—45. Tausend.

SEALSFIELD, CHARLES (KARL POSTL): DAS KAJÜTEN-
BUCH. (Ein Roman aus Texas.) 44.—45. Tausend.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen
übertragen von *Severin Rüttgers*.

STRINDBERG, AUGUST: AM MEER. Übertragen von *Mathilde
Mann*.

— DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von *Mathilde Mann*.
44.—20. Tausend.

TILLIER, CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von
Rudolf G. Binding. 44.—15. Tausend.

TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl*. 26. bis
30. Tausend. Zwei Doppelbände.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *Adolf Heß*. 25.—29. Tausend.
Doppelband.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl*. 44. bis
48. Tausend. Vier Doppelbände.

— KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen
von *H. Röhl*.

— ERZÄHLUNGEN. Zwei Doppelbände.

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst
revidierten Übertragung. 22.—27. Tausend.

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 44.—15. Taus.

WILDE, OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Über-
tragen v. *Hedwig Lachmann* u. *Gustav Landauer*. 46.—25. Taus.

ZOLA, EMILE: GERMINAL. Übertragen von *Johannes Schlaf*.
Doppelband.

— NANA. Übertragen von *Karl Lerbs*. Doppelband.

— DAS WERK. Übertragen von *Johannes Schlaf*. Doppelband.

— DER ZUSAMMENBRUCH. Übertragen von *Franz Franzius*.
Doppelband.

BIBLIOTHECA MUNDI

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 3.50;
in Halbleder M. 7.50

ANTHOLOGIA HEBRAICA (Hebräische Anthologie). — ANTHO-
LOGIA HELVETICA (Schweizer Anthologie) — ANTHOLOGIA

HUNGARICA (Ungarische Anthologie) – IL RINASCIMENTO
 Anthologia Italica – BAUDELAIRE: LES FLEURS DU MAL. –
 BYRON: POEMS – Q. HORATI FLACCI OPERA – KLEIST:
 ERZÄHLUNGEN – MUSSET: TROIS DRAMES (André del Sarto;
 Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres) – NAPOLÉON: DOCUMENTS.
 DISCOURS. LETTRES – РУССКИЙ ПАРНАССЪ (Russischer Par-
 naß). – SANTA TERESA: LIBRO DE SU VIDA –
 STENDHAL: DE L'AMOUR.

LIBRI LIBRORUM

(In den Ursprachen)

Bisher 7 Bände. Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und
 schmiegsam in Leinen und Leder gebunden

BALZAC: LES CONTES DROLATIQUES – DANTE: OPERA
 OMNIA. Zwei Bände. – ДОСТОЕВСКИЙ: ПРЕСТУПЛЕНИЕ И НА-
 КАЗАНИЕ (Dostojewski: Schuld und Sühne) – GOETHE'S FAUST.

Gesamtausgabe – *ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.)* –
 DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN.

PANDORA

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) 60 Pfennige.
 Bisher erschienen 52 Bände.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in Pappband mit farbigem Überzugpapier 60 Pfennige.
 Bisher erschienen 364 Bände.

Sonderverzeichnisse beider Sammlungen stehen
 unberechnet zur Verfügung.

DAS INSELSCHIFF

Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlags

Bisher erschienen vollständig Jahrgang I–IV

In Pappe je M. 3.–; in Halbpergament je M. 5.–

Jährlich vier Hefte, Preis des einzelnen Heftes 25 Pfennige.

I N H A L T

Kalendarium für das Jahr 1924	5
Albrecht Schaeffer: Regula Kreuzfeind	13
Alexander Petöfi: Zwei Gedichte	33
Wilhelm Worringer: Die Anfänge der Tafelmalerei ..	36
Briefe Friedrich Nietzsches an Erwin Rohde	44
Heinrich Seuse: Aus den deutschen Schriften	57
Arthur Schopenhauer, Aphorismus	69
Otto Freiherr von Taube: Der Graf von Palomar ..	70
Die Familie Mendelssohn	89
Aus dem ältesten Faust-Buch	112
Ricarda Huch: Im Herbst	117
D. H. Lawrence: Adolf	118
Alexander Lernet-Holenia: Die Welt	132
Arabische Liebeslyrik aus Tausendundeiner Nacht ..	137
Theodor Däubler: Marathon	148
Giacomo Leopardi: Zwei Gedichte	168
Arthur Schopenhauer: Aphorismus	171
Hermann Bahr: Der wirkliche Wilhelm Tell	171
Zelters Seefahrt	176
Rainer Maria Rilke: Zwei Gedichte	181
Bücher aus dem Insel-Verlag	183
Inhalt	207
Bilder	208

B I L D E R

Tierkreisbilder im Kalendarium 6—11

Nach Holzschnitten von Sebald Beham

*

Albrecht Altdorfer: Josua und Kaleb mit den Früchten
des Gelobten Landes (*Nach einem Holzschnitt*) 12

Albrecht Altdorfer: Synagoge zu Regensburg (*Nach
einer Radierung*) 182

Aus Hans Tietze, Albrecht Altdorfer

*

Begegnung Christi mit seiner Mutter nach 32

Aus dem Passionale Kunigunde in Prag

Conrad von Soest: Altar in der Pfarrkirche zu Nieder-
Wildungen nach 48

Kopf des Petrus aus dem Friedberger Altar . . . nach 64

*Drei Bildtafeln aus Wilhelm Worringer,
Die Anfänge der Tafelmalerei*

*

Ludwig Friedrich Karl Eginhard, regierender Graf
von Erbach-Fürstenau nach 76

Auguste, Pfalzgräfin von Zweibrücken, geb. Prinzessin
von Hessen-Darmstadt nach 96

*Zwei Bildtafeln aus dem Silhouettenbuch der Gräflin
Erbachschen Familie*

*

Eine Seite aus dem Blockbuch „Der Antichrist“ . . nach 112

DRUCK VON BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG

